

Soziologie

Aus dem Inhalt

- **Steffen Mau, Paula-Irene Villa:**
Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten
- **Daniela Grunow:**
Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung
- **Armin Nassehi:**
Über Beziehungen, Elefanten und Dritte
- **Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik:**
Was zeichnet eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften aus?
- **Stellungnahme der DGS zur Gründung einer »Akademie für Soziologie«**

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2018

Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@kwi-nrw.de, Tel.: 0231/75 57 135

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/7204111

Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Dariusz Zifonun, Philipps-Universität Marburg, Institut für Soziologie, Ketzlerbach 11, D-35032 Marburg, E-Mail: dariusz.zifonun@staff.uni-marburg.de, Tel.: 06421/28 24 589

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sociologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport (sowiport.gesis.org).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, Tel.: 069/97 65 16 32, E-Mail: schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwassenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel.: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	271
-----------------	-----

Soziologie in der Öffentlichkeit

Steffen Mau, Paula-Irene Villa

Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten	273
---	-----

Daniela Grunow

Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung	284
---	-----

Armin Nassehi

Über Beziehungen, Elefanten und Dritte	292
--	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik

Was zeichnet eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften aus?	302
---	-----

DGS-Nachrichten

Vorstand der DGS

Stellungnahme der DGS zur Gründung einer »Akademie für Soziologie«	315
---	-----

E-Mail-Brief der Vorsitzenden zu den Ausführungs- bestimmungen der Wahl- und Verfahrensordnung	318
---	-----

Ausführungsbestimmungen »Nominierungsverfahren«	320
---	-----

Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften Vorankündigung der 2. Regionalkonferenz der DGS	322
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft	323
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitskreisen

<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriosozologie	327
<i>Sektion</i> Biographieforschung	330
<i>Sektion</i> Kulturosoziologie	333
<i>Sektion</i> Politische Soziologie	336
<i>Sektion</i> Soziale Indikatoren	339
<i>Sektion</i> Soziale Probleme und soziale Kontrolle	342
<i>Arbeitskreis</i> Gedächtnis – Erinnern – Vergessen	346
<i>Arbeitskreis</i> Gewalt als Problem der soziologischen Theorie	349

Nachrichten aus der Soziologie

Karin Gottschall In memoriam Martin Baethge	352
Georg Vobruba In memoriam Heiner Ganßmann	356
Ulrich Mückenberger In memoriam Stephan Leibfried	361
Annette von Alemann In memoriam Mechtild Oechsle	367
Förderpreis für Dissertationen der Sektion Migration und ethnische Minderheiten	371
Habilitationen	372
Call for Papers	373
Arbeitskonflikte und Gender • »Ideologie(-Kritik)« • X. Internationales Tönnies Symposium	
Tagungen	384
A Relational Analysis of Life, Culture and Society • Transformation of Citizenship • Belongings and Borders	
Autorinnen und Autoren	391
Abstracts	393

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie
trauert um ihren ehemaligen Vorsitzenden

Prof. Dr. Wolfgang Zapf

25. April 1937 – 26. April 2018

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

»I have no universal cure for the ills of sociology. A multitude of myopias limit the glimpse we get of our subject matter. To define one source of blindness and bias as central is engagingly optimistic. Whatever our substantive focus and whatever our methodological persuasion, all we can do I believe is to keep faith with the spirit of natural science, and lurch along, seriously kidding ourselves that our rut has a forward direction. We have not been given the credence and weight that economists lately have acquired, but we can almost match them when it comes to the failure of rigorously calculated predictions. Certainly our systematic theories are every bit as vacuous as theirs; we manage to ignore almost as many critical variables as they do. We do not have the esprit that anthropologists have, but our subject matter at least has not been obliterated by the spread of the world economy. So we have an undiminished opportunity to overlook the relevant facts with our very own eyes. We can't get graduate students who score as high as those who go into Psychology, and at its best the training the latter get seems more professional and more thorough than what we provide. So we haven't managed to produce in our students the high level of trained incompetence that psychologists have achieved in theirs, although, God knows, we're working on it.«¹

Die Selbstbeschimpfung vor Publikum hat in der Soziologie eine so lange und ehrenhafte Tradition, dass es nur eine Frage der Zeit scheint bis das erste ihr gewidmete Handbuch veröffentlicht wird. Das hier zitierte Beispiel stammt aus Erving Goffmans posthum veröffentlichter ASA Presidential Address 1982, in der es ihm in wenigen Zeilen gelingt, gegen das eigene Fach und gleich mehrere Nachbardisziplinen auszuteilen. Heute spräche man neudeutsch wohl von einem *rant*. Dass gerade für ein plurales Fach wie die Soziologie Auseinandersetzungen um die richtige Art des Soziologisierens nicht nur zentrifugale, sondern umgekehrt auch integrative Dynamiken hervorbringen, zeigt allerdings nicht zuletzt die Bedeutung der verschiedenen großen »Streite« für die Fachidentität.

Aktuell mehren sich wieder die an eine (Fach)Öffentlichkeit gerichteten Beiträge, in denen es um die verschiedenen Arten und Weisen geht, Soziologie zu betreiben.² Die Gründe dieser Konjunktur sehen einige ganz

1 Erving Goffman 1983, *The Interaction Order*: American Sociological Association, 1982 Presidential Address. *American Sociological Review*, 48. Jg., Heft 1, 1–17, hier Seite 2.

2 Zum Beispiel Richard Münch 2018, *Soziologie in der Identitätskrise: Zwischen totaler Fragmentierung und Einparadigmenherrschaft*. *Zeitschrift für Soziologie*, 47. Jg., Heft 1, 1–6.

grundsätzlich in der öffentlichen Auseinandersetzung um den gesellschaftlichen Stellenwert wissenschaftlicher Erkenntnisse, etwas unglücklich unter dem Label des ›Postfaktischen‹ verschlagwortet. Andere wiederum nehmen als Ausgangspunkt die wissenschaftsinternen Diskussionen, welche nicht zuletzt die Gründung einer Akademie für Soziologie begleiten. In diesem Heft werden beide Perspektiven im Rahmen eines Schwerpunkts aufgegriffen: »(Er-)Zählen – Fakten und Deutungen in einer komplexen Welt« lautete der Titel einer Podiumsdiskussion mit Daniela Grunow und Armin Nassehi, die Paula Villa und Steffen Mau im Januar in München als Public Sociology Veranstaltung für die DGS organisiert haben. Die anlässlich der Veranstaltung entstandenen Beiträge der vier AutorInnen werfen dabei einen weniger polemischen als vielmehr reflektierenden, in Teilen sogar therapeutischen Blick auf die eigene soziologische Praxis. Ihre Lektüre sei vor allem jenen vielen unter Ihnen empfohlen, die sich in unserer LeserInnenumfrage mehr Auseinandersetzung und Debatte gewünscht haben – aber auch allen, die schon immer wissen wollten, wie es der Haushalt Nassehi mit der Müllentsorgung hält.

Herzlich, Ihre
Sina Farzin

Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten

Angriffe auf die Wissenschaft und wie die Soziologie damit umgehen könnte

Steffen Mau, Paula-Irene Villa

»Alternative Fakten« lautete das Unwort des Jahres 2017. Die Bezeichnung sei »der verschleiernde und irreführende Ausdruck für den Versuch, Falschbehauptungen als legitimes Mittel der öffentlichen Auseinandersetzung salonfähig zu machen«,¹ so begründete die Jury ihre Wahl. 2016 hat die Gesellschaft für Deutsche Sprache² das Wort »postfaktisch« zum Wort des Jahres gekürt. Die Begründung für »postfaktisch« lautete wiederum, »dass es in politischen und gesellschaftlichen Diskussionen heute zunehmend um Emotionen anstelle von Fakten« gehe und es eine Entwicklung »von der Wahrheit zur gefühlten Wahrheit« gebe. Unter diesen Bedingungen seien große Bevölkerungsschichten »in ihrem Widerwillen gegen die ›da oben‹ bereit, Tatsachen zu ignorieren und sogar offensichtliche Lügen zu akzeptieren.«

Noch vor 5 Jahren hätte man bei den Begriffen »postfaktisch« oder »alternative Fakten« allenfalls an den so genannten *lunatic fringe* gedacht – an marginale, politisch nicht relevante Kleinstmilieus, in denen absurde Vorstellungen die Weltsicht prägen. Inzwischen diskutieren wir als politische Öffentlichkeit sowie im Fach die Selbsttäuschung und Fehleinschätzung dieser, unserer Wahrnehmung. Eine womöglich dreifache Fehlleistung: Einerseits offenbar unterschätzt zu haben, wie relevant bislang für indis-

1 www.unwortdesjahres.net/index.php?id=51, letzter Aufruf 1. April 2018.

2 www.gfds.de/wort-des-jahres-2016/#postfaktisch, letzter Aufruf 1. April 2018.

kutabel gehaltene Deutungen werden können (Stichwort »Reichsbürger«), andererseits allzu naiv davon ausgegangen zu sein, »Fakten« seien alternativlos und ihre Autorität unzweifelhaft. Und, schließlich, die wohl naive Annahme, es habe eine Ära der Fakten und der Fakten allein gegeben. Denn nur so macht ja die Rede von »postfaktisch« Sinn.

Inzwischen haben nun die Begriffe »postfaktisch« oder »alternative Fakten« eine steile Karriere gemacht. Sie sind zum Signum eines gesellschaftlichen Umbruchs geworden, in dem wissenschaftliches und durch Experten produziertes und vermitteltes Wissen nicht (mehr?) den selbstverständlichen Fluchtpunkt gesellschaftlicher Selbstaufklärung darstellen, sondern – ganz im Gegenteil – geradezu abgelehnt, verpönt oder gar zum Symbol einer übelmeinenden Elite stilisiert werden. Der angeblich unaufhaltsame und mit der Wissenschaft verbundene Aufstieg von Rationalität und Vernunft, der gerade uns Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen so alternativlos schien (und zwar gerade auch dann, wenn innerhalb der Wissenschaft dieser Aufstieg als widersprüchlicher, exkludierender, ungleichzeitiger, ungleicher, als manchmal behauptet, kritisiert wurde), trifft auf heftige Gegenwehr. Dabei ist es nicht nur ein »Recht auf Nichtwissen«, das sich hier öffentlich und politisch artikuliert, sondern ebenso das Beharren auf Besserwissen wider besseren Wissens. Ein Besserwissen, das sich im subjektiven Erleben und/oder im ersten plausiblen Gedanken begründet. Teile der Soziologie fragen demnach zu Recht, inwiefern sich der ressentiment-getriebene Zweifel an Expertentum und unverrückbaren Fakten auch als Selbstbehauptung deklassierter und verachteter sozialer Erfahrungen artikuliert – als »politischer Schrei nach Anerkennung« also, um frei nach dem Stück der Band *Die Ärzte* zu zitieren.³

Seit Jahren nun sind in diesem Zusammenhang die Wissenschaft und mit ihr viele Wissenschaftler und ausdrücklich Wissenschaftlerinnen (nämlich bisweilen in sexualisierter gewaltvoller Weise) Zielscheibe heftiger An-

3 »Deine Gewalt ist nur ein stummer Schrei nach Liebe.

Deine Springerstiefel sehnen sich nach Zärtlichkeit.

Du hast nie gelernt dich artizukulieren.

Und deine Freundin die hat niemals für dich Zeit« (Schrei nach Liebe, *Die Ärzte*, 1993).

Allerdings, ironischerweise, reproduziert der Songtext genau die Missachtung, aus der sich das Ressentiment speist, gegen das die Band ansingt. Von dieser Attitüde distanzieren wir uns ausdrücklich. Die empirischen Studien bzw. soziologischen Auseinandersetzungen (vgl. unter anderem Cornelia Koppetsch im Interview im Spiegel, Nr. 16, 2018, oder Heinz Bude im Interview mit *Die Zeit*, Nr. 4, 2015) nehmen die Abwertungserfahrungen und daraus resultierende Dynamiken ernst, auch im Sinne einer Selbstkritik intellektueller, soziologisch gebildeter Eliten.

griffe geworden. Ablehnungsreflexe finden sich sowohl innerhalb populistischer Strömungen, bei aufklärungsfeindlichen Autokraten, in den Echo-kammern der Verschwörungstheoretiker und in pseudoreligiösen Sekten, bei dem Mann und der Frau in der Straße, die sich über das »Expertengeschwätz« erregen, nicht zuletzt aber auch bei gesellschaftlichen Eliten, denen bestimmte Erkenntnisse politisch nicht passen – und darum zum Teil die *political correctness* beklagen, die (angeblich) aus den USA kommend, nun auch im Übermaß die deutschen Universitäten heimsuche.

Das Streuen von falschen Informationen ist im Zeitalter neuer Medien und beschleunigter, eskalatorisch angelegter Informationsverbreitung sogar zur politischen Strategie geworden, um die Meinungen möglichst vieler effektiv zu beeinflussen. Gleichzeitig sinkt das Vertrauen in die lange unangefochtenen Instanzen der Wissenserzeugung und -vermittlung, etwa den öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder die Institutionen der Wissenschaft, die eigentlich als Korrektiv falscher oder manipulierter Informationen wirksam sein sollten. Das (uns eventuell neu scheinende) Misstrauen gegen Fakten und Wissenschaft ist keineswegs urplötzlich über uns herein gebrochen. Ja, es gehört womöglich unweigerlich zur modernen Gesellschaft der Mündigen dazu. Sehr frei nach der Devise der Aufklärung ist die Heuristik des Selber-gegen-Autoritäten-Denken ein Kennzeichen der rationalen Moderne. Freilich, was dann als vernünftiges Denken gilt, ist damit noch nicht ausgemacht. Deren Maßstäbe zu formulieren, das ist Aufgabe der Epistemologie. Entsprechende Bemühungen und die sie begleitenden Debatten prägen nicht zuletzt unser Fach, das wie wenige methodologisch und epistemologisch plural ist.

Mit den aktuellen Dynamiken im politischen und medialen Feld – von der Klimaforschung bis zur Zurückweisung der Evolutionstheorie – scheint das für selbstläufig gehaltene Voranschreiten einer an Erkenntnis und Einsichten interessierten Gesellschaft vorläufig vorbei. Die Rückwirkungen auf das System der Wissenschaft sind enorm. Wo Wahrheit und Erkenntnis frei verhandelbar oder von Glaubenssätzen abhängig werden, ist es schwierig auf das rationale und gut begründete Argument zu vertrauen. Wo Nützlichkeit und allgemeine Verständlichkeit eingefordert werden, ist die Wissenschaft als autonomes Teilsystem delegitimiert. Die Wissenschaft selbst, insbesondere wenn sie unbequeme Wahrheiten verkündet oder lediglich auf die normative Uneindeutigkeit von Komplexität verweist, kann dann leicht zur Zielscheibe werden. Manche, wie der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Peter Strohschneider, befürchten sogar,

unter diesen Vorzeichen könne freie Wissenschaft zum »Objekt von Insinuation und Verdächtigmachung werden« (2017: 3) und der auf Wahrheits-suche und Begründungsbedürftigkeit ausgerichtete Diskurs könne Schaden nehmen. Folgen der Angriffe sind unter anderem die Einschüchterung von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, Selbstzensur und Denkverbo-te, die die Freiheit der Wissenschaft als Ganzes unterhöheln.

Dass ein derartiges gesellschaftliches Klima unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern für Unruhe sorgt, ist nachvollziehbar. Die Mobilisie-rungen des *March for Science*⁴ sind vor allem von der Besorgnis motiviert, es entstünde ein wissenschaftsfeindliches Klima, das letztlich Demokratie und Rationalität bedrohe. Zuweilen wurde bei den Aufrufen und den Slogans allzu simpel auf das wissenschaftliche Privileg der Verfügung über echte, objektive, tatsächliche und eigentliche Fakten verwiesen – als sei immer schon sowieso und verbindlich klar, was genau »wissenschaftliche Fakten« seien. Im Kern geht es aber um die Forderung, dass wissenschaftliche Fakten und Evidenzen weder geleugnet noch »alternativen Fakten« gleich-wertig gegenübergestellt werden sollten. Bei den *Science Marches* geht es zu-dem um die Freiheit der Wissenschaft, die sich nicht zuletzt darin realisiert, sich über Fakten wissenschaftliche Gedanken zu machen. Mit anderen Worten: Es geht um die Freiheit von Lehre und Forschung, die ihre Selbst-reflexion jenseits unmittelbarer Verwertungskalküle beinhaltet. Solche kriti-sche Selbstbeobachtung berührt unser Fach seit jeher und hat immer wieder zu produktiven Auseinandersetzungen um die Ausgestaltung der Soziologie zwischen Sozialtechnologie und Verunsicherungswissenschaft geführt.

Schaut man genauer auf die Vorbehalte, denen Wissenschaft, Wissen-schaftlern und Wissenschaftlerinnen heute gegenüberstehen, so unterschei-den wir – als Diskussionsvorschlag, idealtypisch abstrahiert und ohne Behauptung empirischer Systematik – sieben Typen von Angriffen, die auf je-weils andere Motive zurückzuführen sind, und auch auf unterschiedliche Wiese problematisiert werden können.

1. *Antiwissenschaft*: Es gibt eine anschwellende Bewegung der Antiwissen-schaft (oftmals gepaart mit Antiintellektualismus), deren Kern die Er-kenntnisverleugnung ist. Hier werden Evidenzen und Einsichten verleugnet, ganz unabhängig davon, auf welche Art und Weise sie zustande

⁴ Der *March for Science* ist in den USA entstanden als Ausdrucks des Protests gegen die anti-wissenschaftlichen *policies* der Trump Regierung, aber auch international getragen angesichts der weltweiten Bedrohungen der Wissenschaftsfreiheit und konkreter Wis-senschaftlerinnen und Wissenschaftler in autoritären Regimen.

gekommen sind, und ob sie einer wissenschaftlichen Prüfung standhalten oder nicht. Der Glauben bzw. die Autorität der eigenen subjektiven Erfahrung dominiert das Wissen. Logischerweise ist dieser Haltung mit akademischen Formen der Rationalisierung wie dem Verweis auf Zahlen, Tatsachen oder Sachargumenten nicht beizukommen. »Eigene Wahrheiten« oder gespürte Sicherheiten, die als Evidenz behauptet, und daher nicht geprüft werden wollen, werden zum Maß der sozialen Dinge. Das bedeutet nicht, dass wissenschaftliche Erkenntnisse hier keine Rolle spielen können, es kommt aber zur sehr selektiven Wahrnehmung ausschließlich »passender Fakten«, die das eigene Weltbild zementieren. In der Psychologie ist dieses Phänomen der *motivated cognition* gut benannt: Menschen lehnen – interessanterweise unabhängig von Bildung und politischer Orientierung – Forschungsergebnisse ab, die nicht ihrer Weltanschauung entsprechen.

2. *Politische Angriffe*: Es gibt eine größere Zahl von Angriffen auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufgrund der Forschung, die sie vertreten oder betreiben, und die im Lichte bestimmter politischer, ideologischer oder normativer Auffassungen abgelehnt werden.⁵ Hier ist das Spektrum breit gefächert und reicht von der Migrationsforschung über die Ausstellungspraxis wissenschaftlicher Museen (Stichwort Provenienzforschung) bis hin zu den Gender Studies, mit jeweils sehr unterschiedlichen Begründungszusammenhängen. Zum einen können politische oder normative Ansprüche an Forschung herangetragen werden, die mit wissenschaftlichen Vorgehensweisen und Befunden in Konflikt geraten oder zu einer veränderten wissenschaftlichen Praxis auffordern. Zum anderen ist die Wissenschaft nicht frei von normativen Voreinstellungen (von der Fragestellung über die Erhebungsinstrumente bis hin zur Ergebnispräsentation), die auch normativ kritisierbar sind (etwa durch Betroffene, Stakeholder etc.). Problematisch ist die Entwicklung dann, wenn eine forcierte Politisierung der Wissenschaft die Wissenschaftsfreiheit untergräbt, und solche Auseinandersetzungen denunziatorische Dynamiken entfalten.
3. *Ethisch motivierte Angriffe*: Schließlich gibt es heftige Angriffe auf bestimmte Forschungsrichtungen und Forscher/innen durch gesinnungsethisch motivierte Gruppen. Hier geht es zumeist um ethische Fragen im engeren Sinne, beispielsweise im Bereich der Gentechnik, der Hirn-

5 Aus der Fülle an Darstellungen vgl. für die USA aktuell: <http://feature.politicalresearch.org/war-on-the-ivory-tower>, letzter Aufruf 1. April 2018.

forschung («unmenschliche Forschung», »Tierrechte») oder der Rüstungsforschung. Diese sind letztlich Teil gesellschaftlicher Kontroversen, denen sich Wissenschaft kaum entziehen kann, und berühren die Frage, welche Grenzen Wissenschaft haben sollte und welche Forschung vertretbar ist. Allerdings werden hier aktivistisch Moral und Politik mit Wissenschaft auf eine allzu verkürzte Weise vermischt. Die Wissenschaft braucht womöglich mehr Raum, Ressourcen und Zeit als gegenwärtig vielfach gegeben, um sich mit den ethischen und, ja, normativen Dimensionen ihrer Forschungspraxis zu befassen – es sind Dimensionen, die im Forschungsprozess immer virulent sind.

4. *Diktatur der Experten*: Es gibt gesellschaftlich eine nicht unerhebliche Ablehnung der Macht von Experten, die im öffentlichen Raum als autoritative Sprecher und Sprecherinnen auftreten. Hintergrund ist hier nicht zuletzt, dass Wissenschaft und mit ihr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als Teil einer Elitkultur wahrgenommen werden, und es häufig – in Deutschland etwa – tatsächlich sind. Sie teilen mit anderen Eliten kosmopolitische Grundhaltungen, profitieren von Globalisierungs- und Migrationsdynamiken, sie sind mitunter Teil der gleichen epistemischen Community, verfügen über hohe formale Bildung. All dies setzt sie, setzt uns, von der Durchschnittsbevölkerung ab. Soweit es gesellschaftlich ein Unbehagen gegenüber den Eliten gibt, wird dies gesellschaftlich im Verhältnis von einigen Bevölkerungsgruppen zur Wissenschaft gespiegelt. Auch hierzu hat die Soziologie einerseits viel forschungsbasierte Expertise, andererseits womöglich zu wenig Selbstreflexion hinsichtlich ihrer eigenen Situation. Das kann Borniertheit und Hybris in Bezug auf die eigene Forschungspraxis und auf die eigene Position in der Gesellschaft zur Folge haben – oder zumindest eine solche Fremdwahrnehmung begünstigen.
5. *Abhängigkeit*: Laut dem Wissenschaftsbarometer 2017 geben mehr als 70% der repräsentativ Befragten an, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu stark von ihren Geldgebern abhängig sind (Wissenschaft im Dialog 2017). Es gibt also durchaus beachtliche Zweifel an der Unabhängigkeit von Wissenschaft, letztlich an ihrer Freiheit und Neutralität. Ihre (mehr oder minder, je nach Ort und Disziplin starke) Abhängigkeit von Geldgebern, Sponsoren und der Politik wirft in der Öffentlichkeit – und innerhalb der Wissenschaft – die Frage auf, ob es sich bei der wissenschaftlichen Praxis wirklich um »interessenloses Interesse« handelt. Der Vorwurf der gekauften Wissenschaft steht im Raum

und mit ihm Forderungen nach größerer Transparenz der Finanzierungspraxis. Auch hierzu muss sich die Soziologie verhalten. Sie tut es bereits unter anderem durch ethische Selbstverpflichtungen, besonders aber durch die Bemühungen um Transparenz hinsichtlich empirischer Designs. Im Lichte der zum Teil sensiblen personenbezogenen Daten, mit denen unser Fach arbeitet (insbesondere im Bereich qualitativer Methoden), sind diese Auseinandersetzungen sehr umsichtig und nüchtern zu führen.

6. *Kritik an wissenschaftlicher Praxis*: Im Wissenschaftsbarometer 2017 geben viele Befragte an, dass sie Zweifel an der Wissenschaft haben, weil Forschende Ergebnisse an die eigenen Erwartungen anpassen (40 Prozent Zustimmung) oder Fehler machen (18 Prozent Zustimmung). Hierbei geht es im Kern um die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis und um Kritik an wissenschaftlichem Fehlverhalten (»schlechte Wissenschaft«, Plagiate etc.). Auch hier hat die Soziologie nicht nur hinsichtlich der Standards wissenschaftlichen Arbeitens durchaus selbstbewusst viel zu bieten, sondern zudem forschungsbasierte Einsichten und Expertise zu den Dynamiken, die Fehlverhalten begünstigen (zum Beispiel Publikationszwänge, Abhängigkeiten in Teams).
7. *Vorwurf der Pseudoforschung*: Es gibt Zweifel an der Wissenschaftlichkeit von Wissenschaft selbst, mit welchem die Geistes- und Sozialwissenschaften systematisch konfrontiert sind. So wird häufig ein positivistisches, reduzierendes Wissenschaftsverständnis als Demarkationslinie der »richtigen Wissenschaft« postuliert, um sich gegen andere Paradigmen abzugrenzen. Die Frage, was »wahres Wissen« ist, und auf welchem Fundament es steht, ist freilich eine so alte und intensiv geführte innerwissenschaftliche Kontroverse wie die moderne Wissenschaft insgesamt. Diese wichtigen und letztlich nicht abschließbaren Debatten haben gezeigt, dass die Vorstellung einer absolut objektiven und letztgültigen Wahrheit dem Wesen des wissenschaftlichen Wissens (wie auch der sozialen Welt) nicht gerecht wird. Gerade die soziale Wirklichkeit ist eine immer dynamische, deren Wirklichkeit als verobjektivierte, nicht aber als objektiv gegebene zu verstehen ist. Sie kann selbstverständlich methodisch kontrolliert und hinreichend beobachtungsunabhängig beschrieben und interpretiert werden. Aber sie ist nicht von derselben Wirklichkeit wie die so genannten »Naturgesetze«.

Allerdings wäre es in diesem Lichte unsinnig zu leugnen, dass auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Pamphlete, Meinungs-

stücke, pointierte Zeitdiagnosen, Polemiken oder Debattenbeiträge verfassen, die sich von einem engen, auf Überprüfbarkeit ausgelegten Wissenschaftsverständnis entfernen. Überwiegend wird dies klar ausgewiesen, es kommt also darauf an, die Genres zu erkennen und mit diesen redlich umzugehen. Ebenso müssen sich soziologische Analysen und selbst empirische Designs die Frage (immer) gefallen lassen, und diese ernst nehmen, wie normativ sie sind.

Angesichts dieser, von uns offensichtlich nur vorläufig und unvollständig skizzierten Gemengelage kann die (soziologische) Antwort nicht sein, sich hinter den Schimären »alternativloser Fakten«, »der einen Wahrheit« oder »objektiven Evidenz« zu verschanzen. Auch die Komfortzone des »Pluralismus« ist keine angemessene Antwort, jedenfalls wenn dies ohne kontroverse Debatte um Inhalte und Maßstäbe zur wohlfeilen Programmatik verkümmert, die einem *anything goes* Vorschub leistet.

Zum einen ist Wissenschaft unausweichlich selbst in gesellschaftliche Auseinandersetzungen eingebunden, gegen die sie sich nicht vollständig immunisieren kann (und vermutlich nicht sollte). Was jedoch ausdrücklich nicht meint, sich distanzlos mit dem untersuchten Gegenstand zu identifizieren. Methodisch kontrollierte Distanz ist ein konstitutives Merkmal guter Forschung, gerade auch um die eigene Verstrickung erkennen zu können. Zum anderen wird zuweilen unterschlagen, dass in der Wissenschaft unterschiedliche Geltungsansprüche miteinander ringen, und wissenschaftliche Befunde (letztlich immer, übrigens auch und gerade in den angeblich objektive(re)n Naturwissenschaften) vorläufig sind. Viel eher muss vermittelt werden, dass Wissenschaft ein Prozess der systematischen Suche nach Evidenz und Erklärung ist, der auf Offenheit und Pluralität der Perspektiven zwingend angewiesen ist. Das heißt nicht, dass in der Wissenschaft alles möglich ist oder sein sollte und man auf Begründungszusammenhänge vollends verzichten könne. Wissenschaft zeichnet sich durch methodisches Vorgehen, Nachvollziehbarkeit und Ergebnisoffenheit aus, und braucht einen Rahmen, in dem Ergebnisse verhandelt werden können. Wenn aber keine ehrliche, sachliche Debatte rund um Methoden oder Epistemologien geführt wird, kommt es unter Umständen zu blinden Flecken und Tunnelblicken, die – anders als gute Wissenschaft dies beinhaltet – das eigene Wissen gegen wissenschaftlich *anders* gelagerte Befragungen immunisieren.

Die Soziologie scheint nun in einer besonders kritischen Situation, da der Kern des Faches multiparadigmatisch und plural ist, und sich selbst So-

ziologinnen und Soziologen oftmals nicht einig sind, was gute Wissenschaft ist und kann. Angesichts einer doppelten Verortung in einer naturwissenschaftlich-positivistischen Tradition einerseits und in einer hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Tradition andererseits, lässt sich eine gewisse Zerrissenheit kaum leugnen. Galt die Vielfalt des Faches einstmals als Stärke, so entzündet sich daran – durchaus auch aus dem Fach heraus – immer wieder Streit. Der Konflikt um Zahlen und Deutungen, die Spannung zwischen nomothetischer und interpretativer Forschung, die Verschiedenheit von qualitativen und quantitativen Herangehensweisen, die Verwobenheit normativer und empirischer Fragen – all das lässt die Soziologie als uneins erscheinen. Das macht das Fach anfällig für Infragestellungen von außen, wie sie zuweilen von populistischen Skeptikern geäußert wird.

Manche meinen nun, man müsse populistischer Wissenschaftskritik mit szientistischen Objektivitätsansprüchen begegnen (siehe dazu Strohschneider 2017). Aber es gibt auch gute Gründe, den puristischen Rückzug auf objektive Evidenz als Etikettenschwindel anzusehen, weil dieser die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Wissens verschleiert, wo sie offengelegt werden sollten. Gerade die Fähigkeit, die Kontingenz der eigenen Konstrukte zu erkennen, macht reflektierte und damit gute Wissenschaft aus. Umgekehrt muss sich ein Teil der konstruktivistischen Ansätze fragen lassen, wie sich wissenschaftliche Erkenntnisse der Öffentlichkeit vermitteln lassen, wenn es heißt, es könne keine richtige Version der Welt geben und wir hätten es immer nur mit perspektiven-, kontext- und akteursabhängigen Wissensbeständen zu tun. Das Nebeneinander unterschiedlicher Geltungsansprüche kann durchaus als Einladung zur Beliebigkeit verstanden werden, derer sich, wie jüngste Beispiele lehren, auch wissenschaftsfeindliche Positionen zu bedienen wissen. Der Verweis auf die Grenzen und Bedingtheit scheinbar objektiven Wissens, so richtig er sein mag, kann somit zum Bumerang werden. Alle Paradigmen und Perspektiven müssen sich fragen lassen, wie normativ, politisch, moralisch sie – wahrscheinlich wider besserer Absichten und besseren Wissens – tatsächlich forschend agieren.

Die Soziologie steht zwischen Scylla und Charybdis, so dass der Weg durch die Mitte der einzig sinnvolle bleibt. Weder Zahlenfetischismus noch völlige Deutungsoffenheit frei jedweder Empirie helfen wohl weiter. Gerade deshalb ist das Fach darauf angewiesen, dass die Verständigung über gute Wissenschaft und die Verflechtung unterschiedlicher Perspektiven nicht aufhört. Das fordert diejenigen, die es sich im Paradiesgarten der vielen Farben gemächlich gemacht haben ebenso wie jene, die im Haus der Zahlen

die Welt vermessen. So sollten wir es als eine besondere durchaus bewährte Stärke des Faches (vgl. den legendären »Positivismusstreit«) erkennen, diese Uneinigkeit in produktive, forschungsbasierte Debatten überführen zu können. Ein Fach muss keinen letztverbindlichen Konsens über Theorien, Methoden und Verfahren herstellen, aber es braucht eine Vorstellung und Praxis der Bezogenheit, der wechselseitigen Verweise und einen übergeordneten Orientierungsrahmen, in den sich die unterschiedlichen Wissensbestände hineinstellen lassen. Dafür sind wissenschaftliche Verfahren, anerkannte Methoden und nachvollziehbare und gut dokumentierte Vorgehensweisen essenziell, ebenso wie die Verständigung über wissenschaftliche Gütekriterien. Sich mit dieser Flanke zu beschäftigen, könnte ein lohnender Dienst an einer Wissenschaft sein, die überindividuelle Geltungsansprüche aufrechterhalten will und sich nicht mit dem stummen Nebeneinander des Unterschiedlichen zufriedengibt.

Am 19. Januar 2018 luden wir, unterstützt durch die DGS im Rahmen des »public sociology« Formats, Daniela Grunow von der Frankfurter Goethe-Universität und Armin Nassehi von der LMU München zum Gespräch über diese Situation. Der Abend war (womöglich zu?) polemisch um die Spannung »(Er)Zählen – Zahlen und Deutungen in einer komplexen Welt« konzipiert, was sich aber als Glücksgriff erwies. Wir wollten gemeinsam mit ihnen diskutieren, wie unser Fach – auch vor dem Hintergrund innerdisziplinärer Kontroversen – mit Fragen von Evidenz, Daten und Deutungen umgehen kann, kurz: wie sich die Soziologie als Wissenschaft auf der Suche nach Einsicht und Erkenntnis positionieren kann. Beide Kollegen/innen griffen auf ihre, zum Teil gegen die Frage kritisch gewendete Weise den Titel auf, und stellten ihre soziologischen Überlegungen zur Diskussion. Diese Beiträge werden nachfolgend in überarbeiteter Form publiziert. Wir hoffen, damit zu einer fälligen und notwendigen Debatte beizutragen.

Literatur

- Strohschneider, P. 2017: Über Wissenschaft in Zeiten des Populismus. Rede anlässlich der Festveranstaltung im Rahmen der Jahresversammlung der DFG am 4. Juli 2017 in Halle (Saale), http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2017/170704_rede_strohschneider_festveranstaltung.pdf, letzter Aufruf 20. Mai 2018.
- Wissenschaft im Dialog 2017: Wissenschaftsbarometer 2017, Berlin, www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_17/WB_2017_Web.pdf, letzter Aufruf 20. Mai 2018.

Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung

Daniela Grunow

»Method does not give truth; it corrects guesses.«
(Polkinghorne 1983: 249)

Die Veranstalterin und der Veranstalter der Diskussionsrunde zum Thema »(Er-)Zählen? Fakten und Deutungen in einer komplexen Welt«¹ haben uns Podiumsteilnehmerinnen und -teilnehmern drei Leitfragen gegeben, an denen wir unsere Ausführungen orientieren sollten. Im Rahmen meiner Ausführungen vertrete ich Thesen, die keineswegs neu sind, sondern den Forschungsstand und die gute wissenschaftliche Praxis in der empirischen Sozialforschung reflektieren. Zudem werde ich anhand eines Beispiels aus der wissenschaftlichen Diskussion um den Wandel von Geschlechterungleichheiten versuchen zu illustrieren, warum Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – selbst unter Einhaltung der guten wissenschaftlichen Praxis – mitunter zu unterschiedlichen Deutungen empirischer Fakten gelangen. Der dahintersteckenden Komplexität soziologisch relevanter Sachverhalte in jeweils angemessener Weise Rechnung zu tragen, ist eine Herausforderung, der wir uns in der Wissenschaft stellen müssen.

¹ Dieser Text entstand im Rahmen meiner Vorbereitungen auf eine öffentliche Podiumsdiskussionsveranstaltung, die im Januar 2018 in München durchgeführt wurde und zu der Armin Nassehi und ich von Steffen Mau und Paula-Irene Villa auf das Podium eingeladen worden waren. Die nachfolgenden Ausführungen stellen die verschriftlichte Form meines Eingangsstatements während dieser Podiumsdiskussion dar.

Die Leitfragen, die uns für diese Veranstaltung an die Hand gegeben wurden, stelle ich regelmäßig mir selbst und den Studierenden, die meine Einführungsvorlesung in die Methoden der empirischen Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt besuchen. Zum Einstieg in die erste Frage *Was sind »soziologische Fakten«?* möchte ich kurz anhand einer Übung aus der ersten Sitzung dieser Veranstaltung reflektieren, wie eng verknüpft sogenannte »Fakten« und deren Deutungen in unserer Alltagswahrnehmung sind. Ich lege zu diesem Zweck in meiner Vorlesung folgendes Bild auf (Abb. 1).

*Abbildung 1: Fakt und Deutung am Beispiel eines Verkehrsschildes:
»Fußgänger Gehweg gegenüber benutzen – linksweisend«*



*Quelle: StVO §39, Zusatzzeichen 1000-12
www.strassenschilder.de*

Was sehen wir dort faktisch? Die meisten von uns sehen wohl einen Pfeil, der nach links zeigt sowie eine Mutter mit Kind. Da viele der Studierenden in meiner Veranstaltung die Darstellung zudem als Verkehrsschild erkennen, liegt die Deutung des Bildes nahe: Fußgängerinnen (evtl. auch Fußgänger) sollen den Gehweg gegenüber benutzen. Unschwer lässt sich dieses Verkehrsschild aber noch weitgehender deuten. So signalisiert die Abbildung möglicherweise auch, dass häufig Frauen zu Fuß gehen, die Röcke tragen, oder dass sie als Frauen erkannt werden, weil sie Röcke tragen, dass diese Frauen Mütter sind und dass Mütter ihr Kind im Straßenverkehr an die Hand nehmen sollten, und dass Männer als Fußgänger oder Väter in dieser Darstellung der sozialen Welt nicht vorkommen. Lassen wir nun unser Alltagswissen über den Straßenverkehr, Familien- und Geschlechterverhältnisse sowie schematische Hinweisschilder für einen Moment in den Hintergrund treten. Wenn wir nun versuchen, dasselbe Bild in seine visuellen Bestandteile zu zerlegen, dann sehen wir lediglich in schwarz auf

weißem Grund zwei Kreise, einige Striche mit abgerundeten Kanten und weitere geometrische Formen, darunter ein gleichschenkliges Dreieck mit nach außen gewölbten Schenkeln. Der Rest ist kulturell überformte Deutung, bzw. Alltagswissen.

Was also »Fakt« ist und was bereits Deutung ist, lässt sich gar nicht so leicht auseinanderhalten. Und das betrifft unser Alltagswissen und, wie ich gleich noch illustrieren werde, wissenschaftliches Wissen gleichermaßen. Diese Feststellung hat auch Alfred Schütz (2004) in seinem Aufsatz »Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns« gemacht. Die erste These, die ich vertrete, lautet vor diesem Hintergrund, dass es einfache »Fakten«, oder, wie Schütz es nennt, »Tatsachen« nicht gibt, weil »[a]lle Tatsachen [...] immer schon aus einem universellen Zusammenhang durch unsere Bewußtseinsabläufe ausgewählte Tatsachen [sind]« (Schütz 2004: 158). Das bedeutet, dass sich soziale Realität nie in ihrer vollen Komplexität erfassen lässt, sondern dass »soziologische Fakten« immer nur Ausschnitte abbilden. Die Auswahl dieser Ausschnitte sollte auf sozialwissenschaftlichen theoretischen Modellen der sozialen Welt beruhen und sich an einer klaren Frage- bzw. Problemstellung orientieren (vgl. Baur, Blasius 2014: 42).

Wie das Beispiel mit dem Verkehrsschild illustrieren soll, ist das, was wir als Ausschnitt der sozialen Realität wahrnehmen (also unsere »Fakten«) immer bereits kulturell überformt und gedeutet. Schütz schreibt hierzu:

»Somit sind sie immer interpretierte Tatsachen: entweder sind sie in künstlicher Abstraktion aus ihrem Zusammenhang gelöst oder aber sie werden nur in ihrem partikulären Zusammenhang gesehen.« (Schütz 2004: 158)

Vor diesem Hintergrund ist es möglich – je nachdem, welche Ausschnitte sozialer Realität (oder »Fakten«) wir betrachten, und welche Interpretationsschemata uns dabei bewusst und unbewusst zur Verfügung stehen – zu unterschiedlichen Auffassungen über soziale Realität zu gelangen. Hier kommen wir zu einem wichtigen Unterschied zwischen Alltagswissen und sozialwissenschaftlichem Wissen, denn im Alltag gibt es – im Gegensatz zur sozialwissenschaftlichen Praxis – in der Regel keine Reflexion über die unseren Beobachtungen und Deutungen zugrundeliegenden (alltags-)theoretischen Modelle.

Die zweite Frage lautet *Wozu sind »soziologische Fakten« gut, wenn überhaupt?«* Wenn wir von soziologischen Fakten im Sinne von Émile Durkheims (1984) *fait social* sprechen, beziehen wir uns auf die Überzeugung, dass

soziale Tatbestände unabhängig von den Individuen bestehen, die sie erschaffen, und dass soziale Tatbestände beobachtbar sind. Soziologische Fakten sind in diesem Sinne unverzichtbar, um Vermutungen zu korrigieren, zu konkretisieren oder zu validieren, die Menschen auf Basis ihrer Alltagswahrnehmung über die soziale Welt anstellen (siehe zum Beispiel auch Diekmann 2007; Baur, Blasius 2014; Polkinghorne 1983). Insofern tragen soziologische Fakten zum Beispiel zur Versachlichung öffentlich geführter Debatten bei, liefern Grundlagen für politische Entscheidungen und dienen der Aufklärung von Bürgerinnen und Bürgern über soziale Tatbestände. Hier lautet die zweite These, die ich vertrete, dass es soziologische Fakten als Teil einer beobachtbaren sozialen Realität gibt und dass diese Realität mit sozialwissenschaftlichen Methoden verlässlicher beschrieben werden kann als auf Basis unseres Alltagswissens. Diese These ist vereinbar mit der Einsicht, dass Subjekte die soziale Realität konstruieren. Diese Position ist im Übrigen auch in den Grundsätzen der Akademie für Soziologie (2017) verschriftlicht.

Warum sind soziologische »Fakten« unserem Alltagswissen vorzuziehen? Soziologische »Fakten« gehen im Unterschied zum Alltagswissen aus *systematischen* Beobachtungen der Realität hervor. Um Irrtümer zu vermeiden oder aufzudecken, ist es notwendig und Teil guter wissenschaftlicher Praxis, dass Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftler und deren Peers ihre wissenschaftlichen Aussagen kritisch überprüfen und zwar anhand von systematisch angewandten Methoden und in intersubjektiv nachvollziehbarer Weise (zum Beispiel Diekmann 2007).

Gleichwohl sind wir – auch in der Wissenschaft – mit dem Dilemma konfrontiert, dass es unumstößliche Gewissheiten bezogen auf wissenschaftliche Aussagen oder deren völlige Objektivität nicht geben kann (Popper 1995). Damit bleibt die »Wahrheit« über soziale Tatbestände immer ein unerreichbares Ideal, nach dem wir gleichwohl streben sollten. Dies verweist auf das Problem, dass es nicht nur zwischen Alltagswissen bzw. der öffentlichen Meinung einerseits und wissenschaftlichem Wissen andererseits, sondern auch innerhalb der Wissenschaft Differenzen bezüglich der Fragen geben kann, welche »Fakten« wir unseren Deutungen zugrunde legen sollten, auf welche Weise diese »Fakten« erhoben werden sollten und wie diese dann in Bezug auf die soziale Welt zu interpretieren sind.

Hierzu ein Beispiel, auf dessen Basis ich im Jahr 2009 bereits das Verhältnis von Geschlechterforschung und so genannter familiensoziologi-

scher »Mainstream Forschung« verdeutlicht habe und das meines Erachtens das Problem des Deutens »sozialer Fakten« veranschaulicht.² Wir widmen uns in diesem Beispiel der Frage *Wird die Arbeitsteilung der Geschlechter egalitärer?* Obwohl diese Debatte bereits vor zehn Jahren (und schwerpunktmäßig in den USA) geführt wurde, gewinnt sie erneut dadurch an Aktualität, dass jüngst die Hauptbefunde dieser Studie aktualisiert und empirisch bestätigt wurden (Altintas, Sullivan 2016; 2017).

In ihrer Bestandsaufnahme zum Geschlechtsrollenwandel in der Familie innerhalb der letzten Jahrzehnte präsentierten Oriell Sullivan und Scott Coltrane nach eigener Einschätzung »Schlüssel-Hinweise auf Konvergenz bei der familialen Arbeitsteilung von Männern und Frauen« (Sullivan, Coltrane 2008: ohne Seitenangabe; eigene Übersetzung). Die Hauptbefunde dieser Studie:

1. In den USA – und in den meisten westlichen Industrieländern – haben Männer in den letzten 30 Jahren ihren absoluten und prozentualen Anteil an der Hausarbeit deutlich erhöht.
2. Die größten Veränderungen haben im Bereich der Kinderbetreuung stattgefunden: Zwischen 1965 und 2003 habe sich zum Beispiel der zeitliche Umfang, den US-amerikanische Väter mit ihren Kindern verbringen, verdreifacht.
3. Umfragedaten zeigten, dass immer mehr Männer und Frauen egalitäre Geschlechtsrollenmodelle in der Familie akzeptierten (Sullivan, Coltrane 2008).

Ausgehend von diesen Befunden argumentieren Sullivan und Coltrane, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in ihren Untersuchungen Anzeichen einer blockierten Geschlechterrevolution (im Original *stalled revolution*, vgl. Hochschild, Machung 2012) sähen, unrealistische Vorstellungen von der Geschwindigkeit sozialen Wandels hätten und die Veränderungen »hinter den Kulissen« (Sullivan, Coltrane 2008: ohne Seitenangabe; eigene Übersetzung) unterschätzen.

Das hier zitierte Papier, das im April 2008 auf den Internetseiten des amerikanischen *Council on Contemporary Families*³ veröffentlicht wurde, hat in

2 Die Darstellungen in diesem Abschnitt sind teils wörtlich, teils paraphrasiert meinem in englischer und deutscher Sprache erschienenen Beitrag »Geschlechtsrollen in der Familie. Perspektiven der Frauenforschung« (Grunow 2009) entnommen.

3 Der *Council on Contemporary Families* ist eine parteiunabhängige Non-Profit Organisation, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Öffentlichkeit sowie die Presse mit aktuellsten Forschungsergebnissen über Familien in den USA zu informieren.

der wissenschaftlichen Gemeinschaft eine Reihe kritischer Reaktionen hervorgerufen. Unter anderem haben Familien- und Geschlechterforscherinnen und -forscher Stellungnahmen auf der Basis ihrer eigenen Forschungsergebnisse gepostet. In diesen Stellungnahmen werden die den Geschlechtsrollenwandel betreffenden Entwicklungen der letzten Jahrzehnte viel kritischer gedeutet, als Sullivan und Coltrane das tun. Die Soziologin Paula England, derzeit Präsidentin der *American Sociological Association*, zum Beispiel, problematisiert die Langsamkeit des Geschlechtsrollenwandels. Sie führt diese auf die verbleibenden starken Asymmetrien zwischen den Geschlechtern und deren gesellschaftliche Reproduktion zurück (England 2008). England setzt in ihrer Stellungnahme die Veränderung bei der Hausarbeit und Kindererziehung von Männern in direkten Bezug zu den massiven Veränderungen bei der Erwerbs-, Hausarbeit und Kinderbetreuung von Frauen. Sie stellt darüber den Bezug zwischen Geschlechtsrollen und ihren kulturellen und institutionellen Rahmenbedingungen her. Diese Rahmenbedingungen haben, so ihre Analyse, Anteil daran, dass die Tätigkeiten von Männern und Frauen nach wie vor unterschiedlichen Bewertungen unterliegen und zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern führen. Aus dieser Perspektive wird betont: Der Geschlechtsrollenwandel betrifft nicht nur Frauen und Männer »privat« und läuft nicht allein »hinter den Kulissen« ab, sondern er ist institutionell, in Gesetzen, in der Sozialstruktur, in öffentlichen und privaten Organisationen verankert (ebd.).

Zentral an diesem Beispiel ist, dass weder England noch andere kritische Stellungnahmen die von Sullivan und Coltrane erhobenen und angeführten »sozialen Fakten« anzweifeln. Die Diskussion entsteht um die Deutung dieser Fakten und konfrontiert diese mit weiteren empirischen Befunden, die ein verhaltenes Bild des Geschlechtsrollenwandels zeichnen. Hinter der Auswahl der jeweiligen Fakten durch England bzw. Sullivan und Coltrane stehen meines Erachtens Unterschiede in dem, was als das relevante Problem bzw. das zu betrachtende Phänomen angesehen wird. Im Falle der hier skizzierten Debatte geht es zentral um die Frage, ob es hinreichend ist, Veränderungen in der Zeitverwendung bei den Männern zu betrachten, oder ob es erforderlich ist, Veränderungen bei den Männern und Frauen gemeinsam zu betrachten; und zwar bezogen auf Hausarbeit, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit gleichermaßen. Hier illustriert die Debatte um die Geschlechterkonvergenz, dass Forscherinnen und Forscher in Abhängigkeit davon, wo sie selbst in diesen Fragen stehen, jeweils zu unterschiedlichen Deutungen kommen.

Somit kommen wir zur dritten Frage, die an uns gerichtet wurde, nämlich *was die Lösung des Problems der Vermittlung zwischen Fakten und Deutung sein kann?* Einfache Lösungen kann es hier meines Erachtens nicht geben. Möglich ist aber die produktive Wendung von Konflikten um die Auswahl und Deutung wissenschaftlicher Fakten. Dazu gehört meines Erachtens, erstens, die systematische Ermöglichung deliberativer Prozesse innerhalb der Wissenschaft selbst; zum Beispiel durch Peer-Review, Fachvorträge und Diskussionen und – idealerweise auch – Forschung in divers besetzten Teams, in denen aufgrund der unterschiedlichen Erfahrungen und Hintergründe der am Forschungsprozess Beteiligten, blinde Flecken beim Zugschnitt empirischer Forschung frühzeitig entdeckt und bearbeitet werden können (vgl. Grunow 2017). Zweitens gehört dazu der deliberative Prozess zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, um Wissens- und Deutungsunterschiede zwischen wissenschaftlichen Fakten und Alltagswissen intersubjektiv nachvollziehbar zu vermitteln. Auch hier sehe ich das Zugänglichmachen wissenschaftlicher Erkenntnisse und deren niedrigschwellige Kommunikation, zum Beispiel in den Medien sowie im Rahmen öffentlicher Vorträge und Diskussionsrunden, als wesentlich an. Beide Aspekte der produktiven Wendung von (Deutungs-)Konflikten erfordern gegenseitigen Respekt und Toleranz sowie die Bewahrung sozialer Räume, in denen divergierende Meinungen ausgetragen werden können (Forst 2003, 2007). Drittens folgt aus meinen bisherigen Ausführungen, dass es notwendig ist, empirische Sozialforschung als kumulatives Forschungsprogramm anzusehen und zu behandeln (zum Beispiel Cronbach, Meehl 1955). Einzelne Untersuchungen oder soziale Fakten liefern demnach nur partielle Erkenntnisse, die erst in ihrer Gesamtheit zu verlässlichen Deutungen über soziale Realität führen. Das tun sie vor allem dann, wenn unterschiedliche Forscherteams auf Basis unterschiedlicher Daten und Methoden zu ähnlichen bzw. inhaltlich kompatiblen Ergebnissen kommen. Vor diesem Hintergrund sehe ich meine Ausführungen als ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung und die breite Kommunikation und Diskussion der so erzielten Ergebnisse.

Literatur

- Akademie für Soziologie 2017: Grundsätze empirisch-analytischer Soziologie, <http://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2017/11/Grundsätze-der-Akademie.pdf>, Version vom 2. August 2017, letzter Aufruf 10. Januar 2018.
- Alintás, E., Sullivan, O. 2016: 50 years of change updated: Cross-national gender convergence in housework. *Demographic Research*, 35. Jg., Heft 16, 455–470.
- Alintás, E., Sullivan, O. 2017: Trends in Fathers' Contribution to Housework and Childcare under Different Welfare Policy Regimes. *Social Politics*, 24. Jg., Heft 1, 81–108.
- Baur, N., Blasius, J. (Hg.) 2014: *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Cronbach, L., Meehl, P. 1955: Construct validity in psychological tests. *Psychological Bulletin*, 52. Jg., Heft 4, 281–302.
- Diekmann, A. 2007: *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek: Rowohlt.
- Durkheim, E. 1984 [1895]: *Die Regeln der soziologischen Methode*. Herausgegeben und eingeleitet von René König. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- England, P. 2008: Understanding the asymmetry of gender change. Experts Respond to »Men's Changing Contribution to Housework and Childcare« by O. Sullivan, S. Coltrane, <https://contemporaryfamilies.org/mens-changing-contributions-to-household-childcare-commentaries/#England>, letzter Aufruf 26. Mai 2018.
- Forst, R. 2003: *Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Forst, R. 2007: *Das Recht auf Rechtfertigung. Elemente einer konstruktivistischen Theorie der Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grunow, D. 2009: Geschlechtsrollen in der Familie: Perspektiven der Frauenforschung. In O. Kapella, C. Rille-Pfeiffer, M. Rupp, N.F. Schneider (Hg.), *Die Vielfalt der Familie*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich, 157–174.
- Grunow, D. 2017: Theoriegeleitetes Sampling für international vergleichende Mixed-Methods-Forschung. *KfZSS*, 69. Jg., Heft 2, 213–235.
- Hochschild, A., Machung, A. 2012 [1989]: *The second shift: Working families and the revolution at home*. New York: Penguin.
- Polkinghorne, D. 1983: *Methodology for the human sciences: Systems of inquiry*. Albany: State University of New York Press.
- Popper, K.R. 1995: *Alles Leben ist Problemlösen: Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*. München: Piper.
- Schütz, A. 2004 [1971]: Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In J. Strübing, B. Schnettler (Hg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz: UVK, 155–197.
- Sullivan, O., Coltrane, S. 2008: Men's Changing Contribution to Housework and Childcare. Posted on April 25, in Brief Reports, Council on Contemporary Families. <https://contemporaryfamilies.org/mens-changing-contribution-to-housework-and-childcare-brief-report/>, letzter Aufruf 26. Mai 2018.

Über Beziehungen, Elefanten und Dritte

Armin Nassehi

Es soll Ehepaare geben, die sich über die Frage entzweien, wer überhaupt oder wie oft den Müll runterbringt. Man kann ganz unterschiedlich mit solch einem Konflikt umgehen. Er kann sehr integrativ sein, weil er das Verhalten der Beteiligten kalkulierbar macht und sowohl Ego als auch Alter jeweils wissen, dass sie im Recht sind. Man kann sich in einem solchen Konflikt gut einrichten. Er kann aber auch desintegrativ sein, weil der Ärger auf beiden oder auch nur einer Seite so groß wird, dass die Beziehungskommunikation in Gänze von dem Konflikt kontaminiert wird. Eine therapeutische Intervention von Dritten wird sich die Frage stellen müssen, ob das Symptom nicht eine gute Lösung ist (integrative Situation) oder ob es bearbeitet werden muss (desintegrative Situation). Wird Zweiteres diagnostiziert, wird man mit therapeutischer Hilfe schnell darauf gestoßen, dass der Konflikt nicht an der Frage liegt, wer wie oft den Müll runterbringt. Man wird feststellen, dass das soziale System der Beziehung darin nur eine Struktur entwickelt, die anderes unsichtbar macht. Schnell wird man auf ganz andere, sicher komplexere Probleme stoßen, wie Ego und Alter miteinander umgehen und wodurch das Beziehungssystem in eine wahrgenommene Krise gerät.

Soziologische Beziehungsprobleme

Solch ein Beziehungsproblem scheint es derzeit auch in der deutschsprachigen Soziologie zu geben. Man streitet sich darüber, wer wie oft den Müll runterbringt, bzw. analog dazu: ob man es mit Fakten oder auch Deutungen zu tun hat und ob dem Zählen nicht auch das Erzählen zur Seite gestellt werden muss. Das ist wunderbar polemogen und so lange integrativ, so lange man auf Routinen der wechselseitigen Achtung der Missachtung setzen kann, kann aber desintegrativ werden, wenn man darüber in therapeutischer Absicht kommuniziert. Die Münchner Veranstaltung, die im Titel mit dem wohleingeführten Begriffspaar Zählen und Erzählen spielt, ist wohl als eine solche (selbst)therapeutische Intervention gedacht gewesen, hat aber schon in der Fragestellung Prämissen gemacht, die von Therapieresistenz zeugen. Da wurde ernsthaft die Frage gestellt, ob die Soziologie denn tatsächlich nur in Zahlen ausdrückbare »Fakten« bereitstellen könne oder ob nicht auch die »Deutung« zu den Aufgaben der Soziologie gehöre. Die beiden eingeladenen Diskutanten, die Kollegin Daniela Grunow und meine Person, sollten ernsthaft darüber Auskunft geben, wie sich denn »Fakten« und »Deutungen« zueinander verhielten.

Aufgehängt wurde all das an der öffentlichen Diskussion um »alternative facts« und um politische Gefährdungen einer mehr oder weniger unabhängigen Wissenschaft. Diese Gefährdungen gibt es, auch Angriffe auf Wissenschaftler selbst. In dem in diesem Heft gedruckten Papier, das zur Einführung in die Diskussion diente, wird vorsichtig formuliert, selbstverständlich habe sich die Gesellschaft auch vor den gegenwärtigen Anwürfen gegen die Wissenschaft nicht in toto an die Rationalität wissenschaftlicher Erkenntnisse gehalten. Im mündlichen Vortrag wurde das erheblich unvorsichtiger formuliert. Meine Interpretation: Es wurde eine feindliche Umwelt beschworen, um den internen Konflikt stabiler beschreiben zu können, also das funktionale Äquivalent zur Müllentsorgung des Ehepaares. Denn die Sichtbarkeit und Erwartbarkeit des Themas eines antiwissenschaftlichen Klimas in der Gesellschaft war gar nicht das Thema, zu dem eingeladen wurde. Die Hauptfrage, die wir beantworten sollten, wurde von den Veranstaltern wörtlich so formuliert: *Was sind »soziologische Fakten«?* Nebenfragen lauteten, wozu sie gut seien, »wenn überhaupt«, und was denn »gesichertes Wissen« in der Soziologie sei.

Die Hauptfrage war also nicht der populistische Antiszientismus – über den man viel sagen könnte, denn er reiht sich letztlich ein in eine dem

politischen Populismus inhärente Tendenz, Geltungsansprüche von funktionsspezifischen Kommunikationsformen in Zweifel zu ziehen: dazu gehören nicht nur wissenschaftliche, sondern auch rechtliche, medizinische, pädagogische, künstlerische und nicht zuletzt politische Geltungsansprüche selbst. Um das Antiwissenschaftliche zu verstehen, müsste man mehr über den Populismus sagen, als dass er antidemokratisch usw. sei.

Elefanten

Aber darum ging es letztlich gar nicht. Das ist die feindliche Umwelt, sichtbar, laut, leicht referierbar und dramatisierbar. Neben dieser Evidenz der Sichtbarkeit ging es vor allem um jenen »unsichtbaren Elefanten im Raum«, der in der deutschsprachigen Soziologie derzeit so viel Wallung erzeugt: die Gründung der »Akademie für Soziologie«, die einer »analytischen Soziologie« das Wort redet. Interessant ist hier weniger die inhaltliche Dimension, auf die ich später noch zu sprechen komme, sondern die Konfliktodynamik. Denn schon die Betitelung und Ankündigung der Veranstaltung hat die Struktur des Konflikts bestätigt. Man sieht sich herausgefordert durch jene, die die Faktizität der sozialen Welt analytisch beforschen und erkennen können und denen man dann entgegenhält, dass es doch auch (sic!) um Deutung geht, um Interpretation und Konstruktionen, um die subjektive Dimension des Sozialen usw.

Ein Konflikt lebt davon, dass die Konfligierenden sich gemeinsam auf die Binarität des Konfliktes einlassen. Die Kritik an den anderen bestätigt diese in geradezu dialektischer Weise – man ist dann natürlich »reflexiv«, was am Ende heißt, dass man sich schon auch Gedanken macht. Aber letztlich hat man sich schon darauf eingelassen: *Bitte, erkennt doch an, dass es nicht nur um Fakten geht, sondern auch um Deutungen!* Übrigens sind die Texte der Einladung, des Flyers, der Einführung und E-Mail-förmiger Erläuterungen *post factum* (sic!) sehr aufschlussreich, weil sie den Konnex von »Zahlen« und »Fakten« viel stärker voraussetzen und anerkennen, als es die publizierten Papiere der elefantösen »Akademie« jemals verlangen würden. Denn genau besehen spricht kaum etwas gegen die publizierten Papiere der »Akademie«, außer dass sie sich auch in den eingeführten Konfliktrahmen einordnen.

Eine schöne Dokumentation, wie Konfliktdynamiken funktionieren, ist die Reaktion zweier Münchner Kollegen (Auspurg, Brüderl 2018) in »Forschung und Lehre« auf eine Invektive in derselben Zeitschrift von einem qualitativen Sozialforscher, der in einem nicht zu den Sternstunden des Faches gehörenden Beitrag in der Fakten zählenden Soziologie gleich ein »neo-liberales Ökonomisierungsregime« (Strübing 2018) walten sieht, während die beiden Leserbriefschreiber, beide Gründungsmitglieder der »Akademie«, dem Autor des Artikels einen Steinzeitkonstruktivismus unterstellen und sich dem vorherigen Niveau mimetisch anschmiegen. Über die Frage, wer den Müll runterbringt, haben sie nichts gesagt, aber sollten sich hier je engere Beziehungen anbahnen, wird es dazu kommen.

In dem Beitrag und der Antwort geht es übrigens um die Frage der Replizierbarkeit von Studien, die der Artikel nicht nur aus forschungsethischen Anonymisierungsgründen ablehnt, sondern wenig intelligent, wie ich finde, mit dem methodischen Inventar selbst begründet.

Tertium datur!

Worum geht es überhaupt? Oder anders gefragt: Wie würde ein Therapeut hier vorgehen? Wie oben angedeutet, gibt es zwei therapeutische Strategien. *Love your symptom*, wäre die eine, was einer friedlichen Koexistenz gleichkommt. Man weiß, dass der andere falsch liegt, und damit liegen alle richtig. Das hat lange getragen, aber darüber sind wir hinaus. Schon die institutionelle Existenz der »Akademie« ist etwas, das nicht mehr ignoriert werden kann und insofern desintegrative Wirkungen hat. Wie sähe da also ein therapeutischer dritter Blick aus?

Das kann nur ein theoretischer Blick sein, ein Blick, der sich wissenschaftssoziologisch mit der Frage beschäftigt, wie wissenschaftliche Kommunikation zustande kommt und welches Bezugsproblem sie lösen muss, um wissenschaftliche Kommunikation sein zu können. Man kann sich ethnografisch damit zufriedengeben und behaupten, dass alles, was an Universitäten passiert, Wissenschaft sei – so ähnlich hatte Ralf Dahrendorf einmal halb ironisch definiert, Soziologie sei das, was Soziologen tun, wenn sie behaupten, dass sie Soziologie betreiben, was auf die Bandbreite dessen gemünzt war, was alles »Soziologie« heißt. Dazu lässt sich nur sagen, dass man wohl zwischen »Akademisierung« und »Verwissenschaftlichung« unter-

scheiden muss. Eine erfolgreiche Akademisierung von Themen und Fächern erfüllt noch nicht die Kriterien fürs Wissenschaftliche, weswegen die normative Kraft der (Selbst-)Bezeichnung ebenso wenig hilft wie das ethnografische Befremden, doch mal zu sehen, was die Leute, die ein Türschild als Wissenschaftler haben, denn so tun.

Es muss also theoretisch gefragt werden, wovon wir reden, wenn wir von Wissenschaft reden. Man müsste also die Frage stellen, was für ein Kommunikationstyp wissenschaftliche Kommunikation ausmacht. Sehen wir auf den Konflikt, der Anlass für unsere *public sociology*-Intervention war, dann scheint es für die einen die Unterstellung zu sein, dass man eine beobachterunabhängig existierende Sozialwelt mit geeigneten Methoden durchaus erkennen kann. Die unabhängige Variable oder besser: der blinde Fleck ist die unabhängige Faktizität der Welt, die mit geeigneten Methoden erkennbar ist – so steht es im Grundsatzpapier der »Akademie«:

»Die soziale Realität ist grundsätzlich erkennbar und besteht von Einzelansichten und Hypothesen unabhängig. Dass gleichwohl jede soziale Realität von Subjekten konstruiert wird, widerspricht dem nicht, sondern weist auf die Bedeutung von Theorien und Paradigmen für jede Wissenschaft hin.«¹

Nach meinem Dafürhalten sind beide Sätze allzu unbedacht formuliert und enthalten theoretische Kurzschlüsse, auf die ich sogleich zu sprechen komme. Aber sie können letztlich nicht jenes Skandalon begründen, das das Fach so sehr in Wallung bringt. Was steht dort? Der erste Satz meint, dass es so etwas wie eine beobachterunabhängige soziale Realität gibt und dass sie grundsätzlich erkennbar ist. Erkenntnis ist also unabhängig vom Realgegenstand, der schon vorher da ist. Zugleich wird aus diesem Satz der Unabhängigkeit der Realität der Schluss gezogen, dass es durchaus »Konstruktionen« von »Subjekten« gibt, die jene beobachterunabhängige Realität letztlich verzerren, weswegen es, so der letzte Nebensatz des zweiten Satzes, angemessene Ableitungen fürs Beobachten geben muss, die ganz offensichtlich nicht der beobachterunabhängigen Realität entstammen, sondern der methodisch kontrollierten und theoretisch gehaltvollen Beobachtung.

Hier steht also nicht, dass die »gezählte« Wirklichkeit bereits die Faktizität selbst darstellt, sondern es wird schon darauf verwiesen, dass man sich Gedanken darüber machen muss, was man zählt, was zählbare Einheiten sind und wie man sich die Beziehungen zwischen Daten vorstellen muss,

¹ <https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2017/11/Grundsätze-der-Akademie.pdf>, letzter Aufruf 20. Mai 2018.

um Aussagen über die beobachterunabhängige Wirklichkeit zu erhalten. Das ist jedenfalls eine viel vorsichtiger Formulierungen als die Bitte um jene Anerkennung, man möge doch konzedieren, dass es nicht nur um Fakten geht, sondern auch um Interpretationen, Diagnosen und so weiter.

Wo ist denn jetzt der Konflikt geblieben? Ich sehe keinen mehr, und wenn ich mich recht an den klugen Beitrag der Kollegin Daniela Grunow erinnere und nun ihren verschriftlichten Beitrag lese, dann kann ich nichts, aber auch gar nichts davon entdecken, was da insinuiert wird: dass man hier mit naiven Vorstellungen von Faktizität arbeitet und die Soziologie hier in eine der Leninschen Kritik des Empirio-kritizismus ähnliche Abbildtheorie ableitet.

Es hat frühere Versionen des Papiers im Vorfeld der Akademiegründung gegeben, in dem ein Kollege in jugendlichem Überschwang und wissenschaftstheoretischer Unkenntnis meinte, man müsse die Soziologie ähnlich der Physik betreiben, die einen klaren und deutlichen Gegenstand habe, dessen Erkennbarkeit von niemandem in Zweifel gezogen werden könne – aus Jugendschutzgründen erwähne ich den Namen des Kollegen nicht. Dafür ausgerechnet die Physik ins Feld zu führen, ist kühn, denn wohl kaum eine Wissenschaft hat es mit einem komplexeren Verhältnis von Messung, Messinstrument, Modellbildung und Metaphorik zu tun. Aber die Bildung von berufsständischen Institutionen hatte immer schon auch die Funktion, die Motivstrukturen des eigenen Personals zu professionalisieren, was der »Akademie« schon in ihrer Gründungsphase offensichtlich gut gelungen ist.

Wo also liegt der Konflikt? Mein Verdacht liegt darin, dass es gar keinen Konfliktgrund gibt, sondern eher so etwas wie eine professionelle Verunsicherung des Faches, das sich offensichtlich seiner theoretischen Grundlagen unsicher ist und an der Frage der Gegenstandskonstitution laboriert, was sowohl im gründlich misslungenen Design der Veranstaltung zum Ausdruck kommt als auch in dem Selbstverständnispapier der »Akademie«. Denn beide setzen die Faktizität der Fakten geradezu voraus, während das Akademie-Papier durchaus vorsichtig formuliert, die ontologische Gegenüberstellung von »Zählen« und »Erzählen« aber geradezu topografisch argumentiert, eine geradezu passiv aggressive Haltung, wie sie in uneingestanden Konfliktlagen typisch ist.

Wie also erfolgt wissenschaftliche Kommunikation? »Fakten« hat es immer gegeben – in dem Sinne, dass Sachaussagen über Tatsachen schon ein Korrelat der Sprache sind. »Faktizität« ist deshalb ohne »Geltung« nicht

zu kriegen. Ein ausdifferenziertes Wissenschaftssystem beginnt erst dort, wo die Unterscheidung von »Tatsachen« und »Begriffen« als *Unterscheidung* verwendet wird, wo man also nicht nach den richtigen Begriffen für die passenden Fakten sucht, sondern die Unterscheidung als *Unterscheidung* verwendet. Man stößt dann auf genau diejenige Paradoxie, die die beiden zitierten Sätze der Akademie beinhalten: Man verweist auf eine beobachterunabhängige Realität, deren Erkenntnis freilich durch die Beobachtung ebenso korrumpiert (subjektive Konstruktionen) wie erreicht (wissenschaftliche Theorien und Paradigmen) werden kann. Ich habe hier nichts dazugedichtet, sondern genau das steht da.

Freilich löst sich dann genau das auf, was die Prämisse offensichtlich beider Seiten des Konflikts darstellt, nämlich dass man die Seite der »Fakten« als eine beobachterunabhängige Realität ansetzen kann. Vielleicht hilft die Figur des »hermeneutischen Zirkels« weiter, also die Figur, dass der Hermeneut immer auf dem Boden seines eigenen Verständnisses verstehen kann. Hier haben wir es mit einer doppelten Hermeneutik zu tun, nämlich damit, dass nicht nur die Seite der Begriffe, sondern auch die der Tatsachen kontingent gesetzt werden muss. In der Forschungspraxis merkt man das spätestens dann, wenn man Begriffe dafür braucht, um einen Fragebogen zu formulieren und items zu definieren, oder wenn man Daten aus amtlichen Statistiken verwendet. Man merkt es auch dann, wenn man statistische Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten, Cluster und Muster entdeckt hat und deren Faktizität mit jener Welt konfrontieren muss, bei der es, wie es Hartmut Esser einmal unnachahmlich formuliert hat, auf die »richtige Beschreibung« (Esser 1999: 403) der Randbedingungen ankommt, übrigens außerhalb des von ihm verfolgten erklärenden Verfahrens. Es geht um den Vorrang des theoretischen Blicks vor der Fakten generierenden methodischen Arbeit, die wiederum Folgen für den theoretischen Blick haben sollte. Das ist der Königsweg, der letztlich den ganzen Konflikt implodieren lassen würde.

Dasselbe gilt auch für die qualitative Sozialforschung. In keinem Lehrbuch steht, dass solcher Art Forschung wirklich näher an den Phänomenen ist, aber die Forschungspraxis erschöpft sich oft darin, jener Faktizität zu verhelfen, die man nur aus der Perspektive der Subjekte erkennen kann. Dass sich solcher Art Praxis derzeit gerne mit einem Vorrang der Forschungsethik vor der Forschungsmethodik immunisiert, könnte Ergebnis einer unreflektierten Voraussetzung einer beobachterunabhängigen Faktizitätsunterstellung sein. Verstrickt ist diese Forschung

in die Unterscheidung von »Begriff« und »Tatsache« in demselben Sinne wie die standardisierte Sozialforschung.

Sehen kann man das nur, wenn man sich die Bedingungen eines modernen, ausdifferenzierten Wissenschaftssystems ansieht. Ausdifferenziert ist Wissenschaft dann, wenn sie sich damit konfrontiert, dass man sich in einer Welt selbst erzeugter Daten bewegt, was eben gerade nicht der Idee der Erkennbarkeit der sozialen Realität widerspricht, sondern sie erst ermöglicht. Um also Missverständnissen vorzubeugen: Die Stärke der Wissenschaft besteht darin, dass sie es mit selbst erzeugten Daten zu tun hat – nur darf sie die Daten nicht mit jener Realität verwechseln, auf die mit den Daten geschlossen werden soll. Man muss erkennen, *weil* man keinen unmittelbaren Zugang zu jener Realität hat – das ist die Antezedenzbedingung aller Wissenschaft nach Kant – und das kann man wissen. Wenn nicht, hält man »Konstruktionen« für etwas eher Subjektives. Die einen stilisieren es dann als »Deutung« der Fakten und erheben die subjektive Kontingenz zum methodischen und theoretischen Postulat. Die anderen bekämpfen es mit methodischen und theoretischen Mitteln und behaupten – mit Recht! – eine beobachterunabhängige Realität, die man aber eben methodisch kontrolliert beobachten muss.

Wer sich theoretisch darüber nicht aufklären kann, wird weiter darüber diskutieren müssen, wer den Müll runterbringt – und die anderen entweder für neoliberal kontaminierte Szientisten (ist das nicht eine *contradictio in adiecto*?) halten oder, wie es Auspurg und Brüderl in ihrem Leserbrief formuliert haben, Leute, die dann auch behaupten könnten, die Erde drehe sich um die Sonne. Damit hatte sich schon Papst Urban VIII. herumgeschlagen, als es um die Druckgenehmigung für Galileo Galileis *Dialogo* von 1632 ging, wenn man so will ein früher Realismus/Konstruktivismus-Streit. Der Vatikan bestand darauf, dass man nicht nur Fakten, sondern auch Deutungen braucht, weswegen die Druckgenehmigung nur für die Behauptung erteilt wurde, es handle sich bei der kopernikanischen Lösung nur um eine Hypothese. Der Papst war damit der Gewitzteste. Er hat das Urteil gegen Galileo nie unterschrieben, was die Frage der Gegenstandskonstitution rechtlich entschärft hat. Vielleicht kann der Vatikan auch zwischen den heutigen Konfliktparteien vermitteln?

Leider wohl nicht. Denn die Frage der Gegenstandskonstitution unseres Faches ist zentral, und sie lässt sich weder durch salvatorische Klauseln noch durch rechtliche Indifferenz entschärfen. Ich präferiere ein theoretisches Modell, das dreierlei bereithält: *erstens* eine Theorie, die zeigen kann,

wie sich Handlungs-/Kommunikationsformen in der Gesellschaft kontextuell unterscheiden und je eigene System-/Umwelt-Verhältnisse bilden. Ich meine, dass gerade die »analytische Soziologie« davon bei der Interpretation ihrer Ergebnisse, etwa zur Ungleichheitsforschung, profitieren würde; *zweitens* daraus folgend eine soziologisch aufgeklärte Wissenschaftstheorie, die wissen kann, wie sich die Dinge aus einer wissenschaftlichen Perspektive darstellen, nämlich als Unterscheidung von »Begriff« und »Tatsache«, die weder die Begriffe noch die Tatsachen als blinde Flecke behandelt; *drittens* eine Theorie, die wissen kann, wie sehr man seine soziologischen Möglichkeiten unterschreitet, wenn man Konstruktionen für etwas »Subjektives« hält, das in Deutungen aufgeht und textwissenschaftliche poststrukturalistische Verfahren mit empirischer Gegenstandskonstitution verwechselt (vgl. Nassehi 2003; 2008: 210ff.; 2011: 11ff.; 2013; 2017). Letzteres, die von beiden Seiten unsaubere Verwendung dessen, was mit dem Kampfbegriff »Konstruktivismus« belegt wird, scheint die konfliktstabilisierende Erkenntnisranke darzustellen. Wer weiß und empirisch sehen kann, übrigens methodisch kontrolliert, wie sich Bedeutungs- und Handlungskontexte voneinander unterscheiden und das Handeln der Akteure formen, wird nicht mehr auf die Idee kommen, Konstruktion mit den kontingenten Perspektiven von Subjekten zu verwechseln.

Darüber lässt sich kontrovers diskutieren, und es wäre das »Dritte«, das den Konflikt aushebeln könnte, wie er derzeit herrscht. Mein therapeutischer Rat besteht also darin, die Frage der Gegenstandskonstitution explizit als wissenschaftliche, also soziologische Frage zu stellen. Wenn das gelingt, hätte die Gründung der »Akademie« einen Zweck erfüllt. Die eigene Limitation in der theoretischen Fundierung verweist wenigstens auf die Frage dieser Fundierung. Darauf sollte sich das Fach einlassen. Aber jetzt ist Schluss, meine Frau ruft, ich muss den Müll runterbringen!

Literatur

- Auspurg, K., Brüderl, J. 2018: Leserbrief. *Forschung und Lehre*, 25. Jg., Heft 4, 332.
Esser, H. 1999: *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
Galilei, G. 1632: *Dialogo sopra i due massimi sistemi*, Florenz.

- Nassehi, A. 2003: Die Pragmatik wissenschaftlicher Erkenntnisse und ihre soziologische Verunsicherung. In A. Nassehi, *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 310–331.
- Nassehi, A. 2008: *Die Zeit der Gesellschaft*. 2. Auflage, Wiesbaden: VS.
- Nassehi, A. 2011: *Gesellschaft der Gegenwarten. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*, Berlin: Suhrkamp.
- Nassehi, A. 2013: What exists between Realism und Constructivism? *Constructivist Foundations*, 8. Jg., Heft 1, 14–15.
- Nassehi, A. 2017: *Die letzte Stunde der Wahrheit. Kritik der komplexitätsvergesenen Vernunft*. Hamburg: Kursbuch. Edition.
- Strübing, J. 2018: Problem, Lösung oder Symptom? Zur Forderung nach Replizierbarkeit von Forschungsergebnissen. *Forschung und Lehre*, 25. Jg., Heft 2, 102–105, <https://www.forschung-und-lehre.de/forschung/zur-forderung-nach-replizierbarkeit-in-der-forschung-328/>, letzter Aufruf 20. Mai 2018.

Was zeichnet eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften aus?

Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik

Wenn man als Gutachter in sozialwissenschaftlichen Promotionsverfahren an unterschiedlichen Universitäten tätig ist, dann muss man feststellen, dass eine kumulative Dissertation bezüglich der geforderten Leistung sehr unterschiedlich aussehen kann. Diese Beobachtung habe ich zum Anlass genommen, mir die Promotionsordnungen von einer kleinen Anzahl von Universitäten anzusehen, jenen drei, an denen ich als Gutachter bei Promotionsverfahren beteiligt war, ergänzt um einige andere, die als Ausbildungsstätten für Soziologinnen und Soziologen einen guten Ruf haben. In der alten Zeit galt (in manchen Promotionsordnungen bis heute festgeschrieben):

»Die Dissertation ist die schriftliche Darstellung einer selbstständigen wissenschaftlichen Arbeit. Sie muss einen Beitrag zur Erweiterung des Forschungsstandes des betreffenden Faches leisten. Mit ihr stellt die Verfasserin bzw. der Verfasser die Fähigkeit zu selbstständiger Forschung und angemessener Darstellung der Ergebnisse unter Beweis.« (HHU 2011: § 6, Absatz 2)¹

1 Im Folgenden werden die Promotionsordnungen der einzelnen Universitäten mit einem Kürzel für die jeweilige Universität in Kombination mit dem Datum des Inkrafttretens bezeichnet:

- HHU = Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
- GAU = Georg-August-Universität Göttingen
- JLU = Justus-Liebig-Universität Gießen
- UMA = Universität Mannheim
- HUB = Humboldt-Universität zu Berlin
- DU-E = Universität Duisburg-Essen
- OFU = Otto-Friedrich-Universität Bamberg
- LMU = Ludwig-Maximilians-Universität München

Gemeint ist damit eine Monographie. Aktuell heißt es immer noch:

»Die Dissertation dient dem Nachweis der Fähigkeit des Doktoranden zu selbstständiger vertiefter wissenschaftlicher Arbeit. In ihr hat der Doktorand eigene Forschungsergebnisse, welche neue wissenschaftliche Erkenntnisse vermitteln, in Form einer Monografie oder einer publikationsbasierten Dissertation darzulegen.« (UMA 2016: § 2 Absatz 3)

Damit bleibt der Sinn der Dissertation bestehen. Sie dient weiterhin als »Nachweis der Fähigkeit des Doktoranden zu selbstständiger vertiefter wissenschaftlicher Arbeit« (UMA 2016). Aber es ist nicht mehr die Form der Monographie vorgeschrieben, denn die Alternative heißt »publikationsbasierte Dissertation«.

Unter den heutigen Bedingungen zählen bei den empirisch arbeitenden Sozialwissenschaftlern nur noch Publikationen in relativ zügiger Folge. Projektlaufzeiten und damit Vertragslaufzeiten betragen zwei bis vier Jahre. In dieser Zeit muss publiziert werden. Dieses gilt auch für die Arbeiten an einer Dissertation. Das bedeutet, dass es für die wissenschaftlichen Mitarbeiter verlorene Zeit darstellt, würden sie drei oder mehr Jahre in eine Monographie investieren. Der Evaluationsdruck (siehe auch Münch 2018: 2) und die Projektlaufzeiten erfordern, dass heute möglichst viele Artikel in möglichst kurzer Zeit veröffentlicht werden. Und hierbei ist es weniger wichtig, ob man mit oder ohne Ko-Autor(en) schreibt. Wichtig ist bei Ko-Autorenschaft die Position in der Reihenfolge der Autoren und noch wichtiger ist die Höhe des impact-Faktors der Fachzeitschrift, in der man es geschafft hat zu veröffentlichen. Dies bedeutet für die Dissertation, dass es für angehende Doktoranden in empirisch forschenden Bereichen nicht nur sinnvoll, sondern (wollen sie in der Wissenschaft bleiben) fast lebensnotwendig ist, kumulativ zu promovieren. Münch bemängelt zu Recht, dass über die »Kurzatmigkeit eng getakteter Aufsatzpublikationen« (2018: 2) die Beschäftigung mit gesellschaftlichen Strukturen und ihrem Wandel zu kurz kommt. Dies kann nur aufgefangen werden, wenn die Aufsätze eines Autors quasi wie Kapitel in einem Buch aufeinander aufbauen, was wieder mehr Ressourcen erfordert als oft in einem Projekt zur Verfügung stehen.

Die Prüfungsordnungen unterschiedlicher deutscher Universitäten fordern mit Blick auf die kumulative Dissertation Unterschiedliches. Ausgewählt wurden:

1. Prüfungsordnung für den Promotionsstudiengang Sozialwissenschaften an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen, Stand 18. September 2013 (GAU 2013),
2. Promotionsordnung des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen, in der Neufassung vom 14. Juni 2017 (JLU 2017),
- 2a. Ergänzung des § 15 Abs. 3 und 4 (kumulative Dissertation) der Promotionsordnung Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 22. Dezember 2004 – beschlossen am 16. November 2011 (JLU-Ergänzung 2011),
3. Promotionsordnung der Universität Mannheim zur Erlangung des Doktorgrades der Sozialwissenschaften vom 27. Juni 2013, geändert 10. Juni 2016 (UMA 2016),
4. Promotionsordnung der Humboldt-Universität zu Berlin, Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät von 2016 (HUB 2016),
5. Promotionsordnung der Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Gesellschaftswissenschaften, Stand 3. Juli 2015 (DU-E 2015),
6. Promotionsordnung der Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg vom 1. September 2005, geändert am 20. August 2007 (OFU 2007), und
7. Promotionsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität München für die Sozialwissenschaftliche Fakultät vom 18. März 2016 (LMU 2016).

Die Beschränkung auf sieben Promotionsordnungen geschah der Übersichtlichkeit halber, zumal mit sieben Promotionsordnungen schon ein breites Spektrum an unterschiedlichen Möglichkeiten aufgespannt ist, kumulativ zu promovieren.

Elemente und Aufbau einer kumulativen Dissertation

Eine Dissertation »soll die Fähigkeit der Kandidatin oder des Kandidaten zum selbstständigen wissenschaftlichen Arbeiten nachweisen und zum Fortschritt der Wissenschaft beitragen« (OFU 2007: § 7, 2, 1). So oder ähnlich definieren alle sieben Prüfungsordnungen das Ziel einer Dissertation.

Für die kumulative Dissertation, bestehend aus mehreren schon publizierten oder zur Publikation angenommenen Aufsätzen, gilt dieselbe Regel wie für die Monographie: »Das Ergebnis dieser wissenschaftlichen Beiträge

muss insgesamt den an eine Einzelarbeit zu stellenden Anforderungen genügen« (OFU 2007: § 8, 1, 4; siehe auch LMU 2016: § 9, 1, 3; DU-E 2015: § 9, 2; UMA 2016: § 9, 2c). In der Gießener Prüfungsordnung wird präzisiert, dass jeder Teil – also jeder Artikel – den allgemeinen Anforderungen an eine Dissertation entsprechen und »einen Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis« erbringen muss (JLU 2017: § 15, 2, 2). Auch die Göttinger Prüfungsordnung fordert, dass bei der kumulativen Dissertation »jeder Beitrag [...] wie eine Dissertation gesondert zu beurteilen« ist (GAU 2013: § 10, 3, 2).

Nimmt man diese Definition ernst, dann muss auch die kumulative Dissertation insgesamt und in ihren Einzelkapiteln ein Thema nicht nur kreativ angehen, sondern, wie die Prüfungsordnungen von Gießen (JLU 2017: § 15, 2, 2) und Göttingen (GAU 2013: § 10, 3, 2) betonen, schon jeweils in den Einzelartikeln die wissenschaftliche Erkenntnis vorantreiben. Das Insgesamt der Dissertation soll ein Thema in mehreren Kapiteln, die jeweils als getrennte Artikel publiziert werden können, schrittweise betrachten (JLU 2017: § 15, 3). »Die wissenschaftlichen Beiträge müssen in einem inneren« (DU-E 2015: § 9, 2 a) bzw. »in einem engen zeitlichen und thematischen Zusammenhang stehen« (OFU 2007: § 8, 1, 4), bzw. »eine auf das Thema ausgerichtete schlüssige Gesamtkonzeption« (UMA 2016: § 2, 3) aufweisen. Für den konkreten Aufbau einer kumulativen Dissertation bedeutet dies:

Gefordert werden in den Prüfungsordnungen von Göttingen (GAU 2013: § 10, 5, 1), Gießen (JLU-Ergänzung 2011) und der Humboldt-Universität zu Berlin (HUB 2016: § 9, 2c) »drei thematisch eigenständige wissenschaftliche Beiträge«. Die anderen vier Universitäten lassen die Mindestanzahl der wissenschaftlichen Artikel offen.

Bedingung für die Akzeptanz dieser Artikel als Teile einer kumulativen Dissertation ist im Extrem, dass die Artikel alle »nach einem externen wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren zur Publikation angenommen worden sind« (GAU 2013: § 10, 5, 1; vgl. auch DU-E 2015: § 9, 2b). Die Prüfungsordnung der Universität Duisburg-Essen definiert darüber hinaus, was unter wissenschaftlicher Publikation zu verstehen ist:

»Als wissenschaftliche Beiträge kommen in Frage: Publikationen oder zur Publikation angenommene Manuskripte in renommierten Fachzeitschriften (Hauptartikel; keine Forschungsnotizen oder Rezensionen) oder Beiträge in hochwertigen Sammelbänden und Ko-Autorenschaft in Monografien, die von anerkannten wissenschaftlichen Verlagen publiziert werden. Mindestens zwei der Beiträge müssen einem Peer-review-Verfahren unterzogen worden sein.« (DU-E 2015: § 9, 2b)

Die Ergänzung zur Prüfungsordnung in Gießen, sowie die Prüfungsordnung der Humboldt-Universität zu Berlin (HUB 2016: § 9, 2c) fordern, dass zumindest zwei der drei Publikationen in »Fachpublikationen mit Begutachtungssystem« veröffentlicht sein müssen, wobei in der Prüfungsordnung der Humboldt-Universität zu Berlin (HUB 2016: § 9, 2c) die Fachpublikationen, ohne zusätzliches Hervorheben einer Qualitätsbezeichnung, aus Fachzeitschriften oder Sammelbänden bestehen können.

Am wenigsten streng geht die Prüfungsordnung der Universität Mannheim mit der Forderung der Begutachtung der eingereichten Papiere um: Die Teile der kumulativen Dissertation »können wissenschaftliche Veröffentlichungen oder zur Veröffentlichung vorgesehene Manuskripte« sein (UMA 2016: § 2, 3) und müssen demnach noch nicht ein Review-Verfahren durchlaufen haben.

Die Prüfungsordnungen der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Ludwig-Maximilians-Universität München bleiben in den Ansprüchen an eine kumulative Dissertation sehr allgemein: Gefordert wird, dass die Anforderungen an eine kumulative Dissertation »denen einer Dissertationsschrift gleichen« (LMU 2016: § 9, 1; entsprechend OFU 2007: § 8, 1). Nach der Münchener Prüfungsordnung werden zudem »Art und Umfang der Leistungen der Dissertationsschrift bzw. der kumulativen Dissertation [...] in der Betreuungsvereinbarung festgelegt.« (LMU 2016: § 9, 1, 4)

Zusätzlich zu den (in der Regel mindestens drei) Artikeln »ist eine selbstständig verfasste, wissenschaftliche Abhandlung einzureichen, die die Einzelarbeiten umfassend in den aktuellen Forschungsstand einordnet und diskutiert, wie die eigene Arbeit diesen theoretisch und ggf. empirisch weiterführt. Ausgehend von den Grenzen der eigenen Arbeit sind ferner Perspektiven für die weitere Forschung zu entwickeln« (HUB 2016: § 9, 2e; vgl. auch GAU 2013: § 10, 5, 4). Die Promotionsordnungen von Gießen (JLU-Ergänzung 2011) und Duisburg-Essen (DU-E 2015: § 9, 2e) präzisieren den Umfang dieser »Synopsis« (DU-E 2015) bzw. den von »Einleitung« und »Schlusskapitel« (JLU-Ergänzung 2011) mit mindestens 30 Seiten.

Handhabung von Ko-Autorenschaften

Die Promotionsordnung der Universität Duisburg-Essen weist darauf hin, dass auch die kumulative Dissertation »überwiegend eigenständig zu erbringen« ist und fordert daher mindestens zwei Artikel in Alleinautorenschaft. Artikel in Ko-Autorenschaft »werden gemäß dem Anteil angerechnet, den die Promovendin bzw. der Promovend erbracht hat, jedoch maximal zur Hälfte« (DU-E 2015: § 9, 2c). Und es wird gefordert, dass bei Ko-Autorenschaft »der selbstständige wissenschaftliche Anteil des Promovenden bzw. der Promovendin darzulegen« ist, »so dass diese Beiträge deutlich abgrenzbar und bewertbar sind« (DU-E 2015: § 9, 2d).

In Göttingen muss wenigstens einer der Beiträge in Alleinautorenschaft verfasst worden sein (GAU 2013: § 10, 5, 2). Aber: »Bei einer Publikation mit mehreren Autorinnen oder Autoren müssen die Beiträge der Doktorandin oder des Doktoranden deutlich abgrenzbar und bewertbar sein« (GAU 2013: § 10, 5, 3). Es ist »eine Erklärung über den geleisteten Eigenanteil an der Arbeit beizufügen« (GAU 2013: § 10, 5, 6).

An der Humboldt-Universität zu Berlin müssen mindestens zwei der wenigstens drei Artikel »in Alleinautorenschaft oder Erstautorenschaft verfasst worden sein« und »der Beitrag der Doktorandin/des Doktoranden muss dem wissenschaftlichen Rang einer Einzelarbeit entsprechen, deutlich abgrenzbar und bewertbar sein« (HUB 2016: §9, 2d). Hier wird die Erstautorenschaft hervorgehoben, die wie die Alleinautorenschaft gewertet wird. Gefordert wird, wie in Göttingen: Der Eigenanteil an den jeweiligen Publikationen in Ko-Autorenschaft ist schriftlich zu dokumentieren und von den Ko-Autoren/innen zu bestätigen. Dieses bedeutet in der Regel jenen Prozentanteil zu benennen, der dem einzelnen Ko-Autor zugeschrieben wird, und zu begründen, worin dieser Anteil besteht.

Gießen präzisiert in der JLU-Ergänzung der Promotionsordnung von 2011 im § 15 Abs. 3 und 4, dass zwei der mindestens drei Schriften »in Erstautorinnenschaft erstellt« worden sein müssen. Für die Schrift/en in Ko-Autorenschaft müssen die Beiträge »der einzelnen Autorinnen ausführlich spezifiziert werden«.

Die Promotionsordnung der Universität Mannheim fordert weder einen Beitrag in Alleinautorenschaft noch Beiträge in Erstautorenschaft. Es wird »eine Erklärung des Doktoranden darüber (gefordert), welche Beiträge er in eigener Verantwortung selbstständig geleistet hat sowie eine Bestätigung dieser Erklärung durch die Ko-Autoren« (UMA 2016: § 9, 1c).

Damit erlaubt die Mannheimer Promotionsordnung Ko-Autoren, deren Anzahl und Funktion nicht näher beschrieben wird. Wichtig ist, dass man sich mit den Ko-Autoren darauf einigt, was den einzelnen Teilautoren zugesprochen werden kann. Zusätzlich wird in Mannheim »der Nachweis über die erfolgreiche Teilnahme an einem, die Anfertigung der Dissertation begleitenden, Promotionsstudium« (UMA 2016: § 9, 1d) gefordert. Unter diesen Bedingungen entstehen Dissertationen in Autorengruppen. Als Problem bleibt die Zuordnung der Arbeit eines Einzelnen aus einer Autorengruppe.

Die Promotionsordnungen der beiden bayerischen Universitäten gehen auf Ko-Autorenschaften nicht näher ein. Die Promotionsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität München betont, dass die Anforderungen an eine kumulative Dissertation denen an eine Dissertationsschrift gleichen müssen. Alles andere wie »Art und Umfang der Leistungen der Dissertationsschrift bzw. der kumulativen Dissertation werden in der Betreuungsvereinbarung festgelegt« (LMU 2016: § 9, 1, 4). Diese Promotionsordnung ist mit Hinblick auf Ko-Autorenschaften in Absprache mit den Betreuern flexibel zu handhaben. Und die Promotionsordnung der Otto-Friedrich-Universität Bamberg verlangt eine Erklärung, dass »die Bestandteile der kumulativen Dissertation selbständig, insbesondere ohne die Hilfe einer Promotionsberaterin oder eines Promotionsberaters angefertigt« wurden (OFU 2007: § 8, 2, 2).

Wie schon ein Vergleich dieser sieben Promotionsordnungen für Sozialwissenschaftler/innen zeigt, wird die Ko-Autorenschaft an den einzelnen Universitäten sehr unterschiedlich gehandhabt. Sofern Ko-Autorenschaft in der Promotionsordnung geregelt ist, wird eigentlich Unmögliches gefordert: »Der Beitrag der Doktorandin/des Doktoranden muss [...] deutlich abgrenzbar und bewertbar sein« (HUB 2016: § 9, 2d). Bei echter Ko-Autorenschaft ist nicht mehr herauszurechnen, geschweige denn zu markieren, was auf wessen Konto geht – dieses wird aber, so kann man die Promotionsordnung interpretieren, gefordert. Sind die Artikel allerdings in Arbeitsteilung entstanden, dann ist dieses auch bei zwei Autoren, sofern der eine rechnet und der andere formuliert, nicht getrennt zu bewerten. Hier mit Prozentrechnungen, wieviel sich wer zuschreiben darf, aufzuwarten, ist mit Blick auf einen Artikel möglich. Aber ist es mit Blick auf eine Dissertation sinnvoll? Im Sinne der Dissertation sind Beiträge in alleiniger Autorenschaft am ehesten abgrenzbar bewertbar, wie es die Ordnungen fordern. Da heute aber die Gruppenarbeit nicht unterschätzt werden darf,

sollte es auch möglich sein, einzelne Teile einer kumulativen Dissertation in einer Gruppe bearbeiten zu können. Die Anzahl der Einzelbeiträge in Ko-Autorenschaft sollte, um das wissenschaftliche Arbeiten des/der Promovierenden beurteilen zu können, allerdings nicht zu umfangreich sein.

Die Ko-Autorenschaft von Betreuer/innen

Ko-Autorenschaft kann aber auch mehr bedeuten als Gruppenarbeit unter Doktorand/innen. Hier stellt sich die Frage unter welchen Bedingungen der Betreuer oder die Betreuerin einer Dissertation Ko-Autor/in sein kann und darf. Geregelt wird dieses in den Promotionsordnungen sehr unterschiedlich.

Die Promotionsordnungen von der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Georg-August-Universität Göttingen enthalten keinen Passus zur Ko-Autorenschaft von Betreuer/innen. In der Promotionsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität München ist dieses vielleicht über den Satz »Art und Umfang der Leistungen der Dissertationsschrift bzw. der kumulativen Dissertation werden in der Betreuungsvereinbarung festgelegt« (LMU 2016: § 9, 1, 4) zu regeln. Diese Regelung, sofern nicht allgemeingültig festgeschrieben, ermöglicht ein breites Spektrum an Möglichkeiten.

Restriktiv wird die Ko-Autorenschaft eines Betreuers oder einer Betreuerin in der Mannheimer Promotionsordnung gehandhabt: »Ein Ko-Autor eines zu einer publikationsbasierten Dissertation gehörenden Textes kann nicht zum Gutachter bestellt werden« (UMA 2016: § 11, 4). Die Justus-Liebig-Universität Gießen handhabt die Ko-Autorenschaft von Betreuungspersonen genauso strikt wie Mannheim: »Eine Betreuungsperson darf nicht zur Gutachterin oder zum Gutachter bestellt werden, wenn sie Teile einer wissenschaftlichen Arbeit verfasst hat, aus der ein Teil als Dissertation vorgelegt worden ist.« (JLU 2017: § 17, 4) An der Humboldt-Universität zu Berlin gilt: »Maximal zwei Einzelarbeiten dürfen in Zusammenarbeit mit der Erstbetreuerin oder dem Erstbetreuer verfasst worden sein.« (HUB 2016: § 9, 2d) Aber § 13, 2 bestimmt, dass Ko-Autoren/innen »nicht als Gutachter/in bestellt werden« dürfen. »Dies trifft ggf. auch auf die Erstbetreuerin oder den Erstbetreuer zu.«

Dies bedeutet, dass Projektleiter/innen in Mannheim, in Gießen und an der Humboldt-Universität zu Berlin mit den promovierenden Projektmit-

arbeitern/innen gemeinsam publizieren und diese auch betreuen dürfen, dass sie aber die Dissertationen, an denen sie als Ko-Autoren beteiligt sind, nicht begutachten dürfen. Hier gibt es eine Trennung zwischen betreuen und begutachten.

Die Universität Duisburg-Essen legt fest: »Höchstens an einem Beitrag darf ein Gutachter bzw. eine Gutachterin als Autor beteiligt sein«. (DU-E 2015: § 9, 2c) In entsprechenden Fällen wird in Duisburg-Essen keine Person als Gutachter/in ausgeschlossen oder ein dritter Gutachter bzw. eine dritte Gutachterin gefordert. Hier wird den Ko-Autoren Unabhängigkeit unterstellt, wenn es darum geht, die Arbeit, an der sie beteiligt waren, objektiv zu beurteilen.

Fazit

Schon die kleine Gruppe von sieben Promotionsordnungen zeigt, dass es bei der kumulativen Dissertation in den Sozialwissenschaften Unterschiede gibt im Umfang, bei der Struktur des Gesamtwerkes, bei der Regelung der externen Begutachtung der Einzelartikel, die als Kapitel der Dissertation gelten, und bei den Regelungen zur Ko-Autorenschaft (siehe Tabelle 1).

Drei Einzelbeiträge in wissenschaftlichen Fachzeitschriften bedeuten einen Umfang von etwa 60 bis 80 Seiten. Da oft alle drei Beiträge auf einem Projekt aufsetzen, kann es in den drei Artikeln auch einen redundanten Teil geben, nämlich den der Projektbeschreibung. Kommt die Einordnung der Artikel in einen wissenschaftlichen Rahmen hinzu – vier Prüfungsordnungen lassen den Umfang offen, an zwei der sieben Universitäten werden hierzu explizit mindestens 30 Seiten »Synopsis« (DU-E 2015) oder »Einleitung« und »Schlusskapitel« (JLU-Ergänzung 2011) gefordert –, dann beträgt der Umfang um die 100 Seiten. Eine Monographie ist umfangreicher und aufwendiger.

Tabelle 1: Unterschiede in den Anforderungen an eine kumulative Dissertation

Universität	GAU Göttingen	JLU Gießen	Universität Mannheim	HU zu Berlin	Universität Duisburg- Essen	OFU Bamberg	LMU München
Anspruch	selbständige Bearbeitung wissenschaftlicher Problemstellungen						
Anzahl Artikel	mindestens 3	mindestens 3	offen	mindestens 3	offen	offen	offen
publiziert oder angenommen	alle publiziert o. angenommen	2 veröffentlicht	eingereicht	mindestens 2	2 peer- reviewed	alle publiziert o. angenommen	alle publiziert o. angenommen
thematischer Zusammenhang	nicht präzisiert	gefordert	gefordert	nicht präzisiert	gefordert	gefordert	zu regeln*
Rahmen	Einordnung	Einleitung und Schluss	offen	Einordnung	Synopse	Synopse	zu regeln*
Seitenzahl	offen	30	offen	offen	30 bis 60	offen	
Ko-Autoren	1 allein	2 als Erstautor	erlaubt, nicht definiert	2 allein oder Erst-Autor	2 allein, Ko- Autor max. 50%	erlaubt, nicht mit Promo- tionsberater	zu regeln*
Betreuer als Ko-Autoren	nicht geregelt	wenn nicht Gutachter	wenn nicht Gutachter	2, wenn nicht Gutachter	1, wenn Gutachter	nicht mit Berater	zu regeln*

* bei der LMU werden die Details der kumulativen Promotion durch eine Betreuungsvereinbarung geregelt.
Zahlen bei »Artikel«, »publiziert ...« und »Ko-Autoren« bezeichnen die Anzahl von Artikeln

Wenn das kumulative Promovieren für eine wissenschaftliche Karriere sinnvoll sein soll, dann müssen die inhaltlichen Kapitel in »peer-reviewed« Fachzeitschriften veröffentlicht werden. Es geht bei diesem Verfahren darum, auf dem Markt mit akzeptierten Publikationen sichtbar zu sein. Das bedeutet, dass alle Artikel von »peer-reviewed« Fachzeitschriften zur Publikation akzeptiert sein sollten, oder bereits dort publiziert wurden. In diesem Zusammenhang muss gefragt werden, ob Sammelbände im Allgemeinen den »peer-reviewed« wissenschaftlichen Fachzeitschriften gleichgestellt werden können.

Ein zu hoher Anteil an Artikeln in Ko-Autorenschaft macht es schwierig, eine einzelne Autorin oder einen einzelnen Autor zu begutachten. Zwar wird gefordert, dass die einzelnen Teile eines Artikels den einzelnen Autoren zugerechnet werden können. Dieses ist aber bei echter Arbeitsteilung nicht möglich. Was sagt daher die Zuordnung der Arbeitsbeteiligung an einem Papier in Prozentanteilen über die wissenschaftlichen Fähigkeiten der einzelnen Gruppenmitglieder aus? Hier müssten Stärken und Schwächen eines/r Promovierenden zum wissenschaftlichen Arbeiten in der Disputation herausgearbeitet werden.

Die Ko-Autorenschaft mit einem der Gutachtenden ist problematisch. Kann jemand in der Ko-Autoren-Rolle einen mitverfassten Beitrag schlecht beurteilen? Wenn ja, dann hat diese Person in der Ko-Autoren-Rolle versagt. Aber ein Ko-Autor bzw. eine Ko-Autorin weiß, was er oder sie in einen Beitrag investiert hat. Die Beurteilung der »Fähigkeit zu selbstständiger Forschung und angemessener Darstellung der Ergebnisse« (HHU 2011: § 6, Absatz 2) durch ein/e Gutachter/in in Ko-Autorenschaft kann hieran Zweifel hinterlassen.

Betrachtet man das Spektrum dessen, was als »kumulative Dissertation« in den Sozialwissenschaften möglich ist (siehe Tabelle 1), so zeigen schon die untersuchten sieben Promotionsordnungen, dass die Anforderungen an eine kumulative Dissertation in Abhängigkeit von der Promotionsordnung unterschiedlich sind. Ideal wäre es, wenn universitätsübergreifend eine bessere Vergleichbarkeit der Leistungsanforderungen von Promovierenden in den Sozialwissenschaften erreicht werden könnte.

Literatur

- DU-E 2015: Universität Duisburg-Essen, Fakultät für Gesellschaftswissenschaften, Bereinigte Sammlung der Satzungen und Ordnungen Ziffer 7.32. Promotionsordnung der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften der Universität Duisburg-Essen vom 3. Juli 2015. Verkündungsblatt 13. Jg., 2015, 345, Nr. 82.
- GAU 2013: Georg-August-Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Prüfungsordnung für den Promotionsstudiengang Sozialwissenschaften an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen. Veröffentlicht in den Amtlichen Mitteilungen Nr. 17 vom 17. Juli 2009 S. 1735, Änderung Nr. 23 vom 25. Juli 2011 S. 1806, Änd. AM I 40/18. September 2013, 1473.
- HHU 2011: Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Philosophischen Fakultät, Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf vom 4. Juli 2000. In diese Fassung eingearbeitet sind die aufgrund des § 2 Abs. 4 und § 97 Abs. 4 des Gesetzes über die Hochschulen des Landes NW (HG) vom 14. März 2000 (GV. NRW., S. 190) von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf erlassenen Änderungsordnungen vom 29. März 2004, 2. Juli 2006, 10. Januar 2008 und 8. März 2011.
- HUB 2016: Humboldt-Universität zu Berlin Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät, 2016: Promotionsordnung der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät. Amtliches Mitteilungsblatt Nr. 51/2016. 25. Jg., 24. August 2016.
- JLU 2017: Justus-Liebig-Universität Gießen, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, Promotionsordnung des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen in der Neufassung, vom 14. Juni 2017. Mitteilungen der Justus-Liebig-Universität Gießen, Ausgabe vom 18. August 2017. 7.40.03 Nr. 1. Promotionsordnung des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften.
- JLU-Ergänzung 2011: Justus-Liebig-Universität Gießen, Fachbereich 03 Sozial- und Kulturwissenschaften, Ergänzung des § 15 Abs. 3 und 4 (Kumulative Dissertation) der Promotionsordnung Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen vom 22. Dezember 2004 – vom Promotionsausschuss beschlossen am 16. November 2011.
- LMU 2016: Ludwig-Maximilians-Universität München, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Promotionsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität München für die Sozialwissenschaftliche Fakultät, vom 18. März 2016. Bekanntgemacht durch Anschlag in der Ludwig-Maximilians-Universität München am 18. März 2016. Nr. I.3-456.15:1.
- Münch, R. 2018: Soziologie in der Identitätskrise: Zwischen totaler Fragmentierung und Einparadigmenherrschaft. Zeitschrift für Soziologie, 47. Jg., Heft 1, 1–6.

OFU 2007: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Promotionsordnung für die Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Vom 1. September 2005. Zuletzt geändert durch die »Zweite Satzung zur Änderung der Promotionsordnung für die Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg vom 20. August 2007«.

UMA 2016: Universität Mannheim, Fakultät für Sozialwissenschaften, Promotionsordnung der Universität Mannheim zur Erlangung des Doktorgrades der Sozialwissenschaften vom 27. Juni 2013. (Bekanntmachung des Rektorats Nr. 17/2013 vom 10. Juli 2013) 1. Änderung vom 6. Juni 2016 (Bekanntmachung des Rektorats Nr. 16/2016 vom 10. Juni 2016). Nichtamtliche Lesefassung.

Stellungnahme der DGS zur Gründung einer »Akademie für Soziologie«

Die Gründung der »Akademie für Soziologie« im Juli 2017 hat für viele Mitglieder der DGS fachliche und professionspolitische Fragen aufgeworfen, unter anderem nach dem Verhältnis zwischen DGS und »Akademie«. Nach zahlreichen informellen Gesprächen und einer vom Vorstand der DGS initiierten online-Diskussion fand im März 2018, im Auftrag des Konzils, ein Gespräch des DGS-Vorstands mit Vertreter/innen des Vorstands dieser »Akademie« statt. Auf dieser Grundlage sowie im Lichte der schriftlichen Verlautbarungen zur Neugründung stellt der Vorstand der DGS fest:

Die DGS will mit der neuen Einrichtung, analog zum Umgang mit vielen anderen Vereinigungen, das konstruktive Gespräch suchen und pflegen. Kontroversen gehören dazu. Zugleich weist die DGS den allgemeinen Vertretungsanspruch für die Disziplin, den die »Akademie« durch die – falsche – Verallgemeinerung eines letztlich spezifischen epistemologischen und methodologischen Programms formuliert, zurück. Allein die DGS ist die wissenschaftliche Fachgesellschaft für die Soziologie in ihrer gesamten Pluralität und Breite. Innerhalb der DGS sind alle wissenschaftlichen Paradigmen und methodologischen Perspektiven des Faches vertreten; einschließlich derjenigen Positionen, die die »Akademie« für sich reklamiert. Die jeweilige Sichtbarkeit und Wirkmächtigkeit von Positionen hängt von innerverbandlichen Dynamiken ab. Der Vorstand der DGS befürwortet ausdrücklich die breite und plurale Diskussion und den Austausch zwischen unterschiedlichen Positionen in ihren Gremien und Sektionen.

Ein zentrales Motiv für die Gründung der »Akademie« besteht laut Selbstauskunft darin, eine spezielle – bislang angeblich in der DGS nicht hinreichend wirksame oder sichtbare – Ausrichtung der Soziologie (eine »empirisch-analytische« Soziologie mit einem spezifischen epistemologischen Grundverständnis) zu repräsentieren und zu stärken. Der Name »Akademie für Soziologie« sowie die bisherigen Stellungnahmen legen im Gegensatz dazu einen allumfassenden Vertretungsanspruch für das Fach nahe. Damit nimmt die »Akademie für Soziologie« ein Spannungsverhältnis zur DGS in Kauf. Der DGS-Vorstand sieht in der Gleichzeitigkeit von allgemeinem Anspruch und spezifischem Programm einen eklatanten Widerspruch. Mit ihrem epistemologischen Bekenntnis zu einem spezifischen Verständnis der empirisch-analytischen Soziologie geht seitens der »Akade-

mie« eine Engführung des Faches und der Sozialwissenschaften einher, die dem pluralen wissenschaftlichen Verständnis der DGS nicht entspricht. Zugleich wird die Wissenschaftlichkeit und Professionalität anderer soziologischer Richtungen in Frage gestellt.

Die Protagonist/innen der »Akademie« beklagen die vorgeblich mangelnde Repräsentanz der Vertreter/innen einer empirisch-analytischen Soziologie innerhalb der DGS (zum Beispiel bei Gremienwahlen oder Veranstaltungen auf Soziologie-Kongressen). Belege dafür fehlen jedoch, allenfalls sind sie punktuell oder anekdotisch. Auch im direkten Gespräch konnte nicht geklärt werden, *wer* genau unterrepräsentiert sei, *wem* gegenüber man unterrepräsentiert sei, und an *welchen Indikatoren* die Unterrepräsentanz erkennbar wäre.¹ Kurzum: auf konkrete und evidenzbasierte Nachfrage blieben die Hinweise vage. Entscheidend scheint vielmehr eine subjektiv wahrgenommene Benachteiligung. Nun sind Repräsentanzfragen in pluralistisch verfassten Vereinigungen ein andauernder Gegenstand interner Auseinandersetzungen. Das ist begrüßenswert, spricht es doch für das Interesse der Mitglieder an ihrer Vereinigung. Basierend auf einem längeren und breiten Diskussionsprozess reformiert die DGS daher derzeit ihr Wahlprozedere, um mehr Transparenz und mehr Mitgestaltung (unter anderem der Sektionen) zu erwirken.

Sowohl die Bezeichnung als auch der Vertretungsanspruch der »Akademie« lässt für ihre Koexistenz mit der DGS Konfliktpotential erwarten. Deutlich wird dies unter anderem an der Absicht der »Akademie«, bei der DFG-Fachkollegienwahl in Konkurrenz zur DGS zu treten. Dieses Vorhaben ist fachlich nicht zu rechtfertigen. Es ist die DGS, die die multiparadigmatische Ausrichtung des Faches programmatisch beherbergt, bislang auch einschließlich der Ansätze einer empirisch-analytischen Soziologie. Die DGS gibt weder in ihren Statuten noch durch den Vorstand vor, was die eigentliche Soziologie sei und wer sie wie verkörpere. Vielmehr vertritt die DGS diejenigen, die forschend, lehrend und studierend Soziologie betreiben. Dabei verlässt sich die DGS auf die institutionalisierten Standards wissenschaftlichen Arbeitens, zugleich regt sie zur fachlichen Debatte dieser Standards an und ermöglicht dies, etwa auf Tagungen oder durch ihre

¹ Nur als Schlaglicht: Von der Liste der Unterstützer/innen zum Gründungsaufwurf der »Akademie« vom Sommer 2017 sind vertreten: 1 Person im DGS-Vorstand, 4 Personen im DGS-Koncil, 8 Personen in 6 DGS-Sektionsvorständen, 3 Personen im Beirat der DGS zum Fachinformationsdienst Soziologie, 1 Person im RatSWD auf Vorschlag der DGS (Stand April 2018).

Mitwirkung in forschungspolitischen Gremien. Aus der Sicht der DGS geht es nicht darum, über die Angemessenheit bestimmter soziologischer Richtungen zu entscheiden, sondern vielmehr darum, auf der Basis einer Toleranz gegenüber der Vielstimmigkeit des Faches den wechselseitig kritischen Disput zwischen verschiedenen Richtungen zu fördern – nicht zuletzt, weil die Fähigkeit zur fachlichen Kontroverse eines von mehreren Qualitätskriterien der Wissenschaft ist.

Vorstand der DGS

Essen, 26. April 2018

Im Folgenden dokumentieren wir den E-Mail-Brief der Vorsitzenden vom 22. März 2018 an die Mitglieder der DGS zu den Ausführungsbestimmungen der Wahl- und Verfahrensordnung. Das Nominierungs- und Wahlverfahren hat inzwischen den neuen Bestimmungen entsprechend begonnen, die Änderungen werden auf der Mitgliederversammlung im Rahmen des DGS-Kongresses in Göttingen am 26. September 2018 noch einmal thematisiert.

Im Anschluss an das Schreiben drucken wir die neuen Ausführungsbestimmungen »Nominierungsverfahren« vom 15. März 2018.

Sehr geehrtes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

wir freuen uns, Ihnen einen Zwischenstand zu den Diskussionen über Reformen der Gestaltungsmöglichkeiten in der DGS geben zu können. Beim Soziologiekongress in Bamberg hatte das Konzil eine Kommission damit beauftragt, Reformvorschläge zu unterbreiten, angestoßen nicht zuletzt durch eine Initiative des akademischen »Mittelbaus«, in der DGS sichtbarer repräsentiert zu sein. Nach Abschluss der Gremienabstimmungen stärken wir künftig die Mitgestaltungsmöglichkeiten in unserer Fachgesellschaft nachhaltig in dreierlei Hinsicht (die ausführlichen Fassungen der neuen Ausführungsbestimmungen finden Sie auf der DGS-Homepage unter www.sozioologie.de/de/die-dgs/satzung/wahl-und-verfahrensordnung.html):

a) Nominierungen für die Gremienwahlen

Bei Nominierungen für den DGS-Vorsitz erhalten die Sektionen ein institutionalisiertes Vorschlagsrecht; bei den Wahlen zum Vorstand werden Vorschläge von Sektionen und von Einzelpersonen systematisch berücksichtigt. Die Kandidierendenliste für den Vorstand soll sich dabei aus professoralen und nicht-professoralen Mitgliedern zusammensetzen. In die Kandidaturen zum Konzil gehen Eigen-, Sektions- und Konzilsnominierungen ein. Das Vorschlagsrecht des Vorstands wird eingeschränkt. In allen drei Fällen verabschiedet das Konzil (wie bisher) satzungsgemäß die finale Liste der Kandidierenden. Diese Neuerungen kommen bereits bei

den kommenden Gremienwahlen zum Tragen. Über die Details mit den dafür wichtigen Nominierungsfristen wird die Geschäftsstelle Sie in einem gesonderten Schreiben informieren.

b) Stärkung der Sektionen

Die Sektionen stellen ein zentrales Gliederungsprinzip der DGS dar. Neben 1. den erweiterten Nominierungsrechten soll es daher 2. jährlich eine zusätzliche Versammlung der Sprecherinnen und Sprecher der Sektionen geben, bei der diese unabhängig von ihrem Treffen mit dem Vorstand agieren können. Zudem sollen die Sektionen 3. in die Vorbereitung des Soziologie-Kongresses stärker einbezogen werden.

c) Ausschuss »Soziologie als Beruf«

Dieser Ausschuss setzt sich aus Mitgliedern unterschiedlicher Statusgruppen zusammen (eine Einladung an alle Mitglieder, ihre Bereitschaft zur Beteiligung für die erste Amtsperiode anzuzeigen, folgt). Eine zentrale Thematik dieses Ausschusses werden Beschäftigungsbedingungen im Wandel darstellen. Durch die Vertreterinnen und Vertreter des »Mittelbaus« im Ausschuss wird zudem die Organisation einer Mittelbau-Versammlung auf den DGS-Kongressen sichergestellt.

Der Vorstand wird, etwa im Rahmen der Gremiensitzungen beim DGS-Kongress in Göttingen im September 2018, gerne mit Ihnen über den aktuellen Stand, weitere Vorschläge und künftige Schritte diskutieren und selbstverständlich auch die Umsetzung der nun angestoßenen Veränderungen sorgfältig evaluieren. Im Namen des DGS-Vorstands freue ich mich auf eine möglichst breite Beteiligung vieler Mitglieder und danke allen Beteiligten für ihr Engagement.

Beste Grüße
Nicole Burzan

Ausführungsbestimmungen »Nominierungsverfahren«

Wahlen zum Vorsitz

- 2 Kandidat/innen für 1 Platz
- Nominierung von 1 Kandidat/in durch den Vorstand und 1 Kandidat/in durch die Sektionen
- Die Sprecher/innen-Versammlung generiert die Nominierung der Sektionen durch ein von ihr selbst festgelegtes Verfahren.
- Der Vorstand nominiert seine/n Kandidat/in nach Ablauf der Frist für die Sektionsnominierungen (also in Kenntnis derselben).
- Annahme und ggf. Veränderung der Nominierungsliste durch das Konzil
- Bei einer ausbleibenden Nominierung durch die Sektionen schlägt der Vorstand eine zweite Person vor, bei weniger als 2 Nominierungen durch den Vorstand füllt das Konzil die Liste auf.

Wahlen zum Vorstand

- 12 Kandidat/innen für 6 Plätze Nominierung von 8 Kandidat/innen durch den Vorstand und von 4 Kandidat/innen durch die Sektionen
- Die Kandidat/innen-Liste für den Vorstand soll sich aus professoralen und nicht-professoralen Mitgliedern zusammensetzen. Der Mittelbau kann Mitglieder zur Nominierung vorschlagen.
- Jede Sektion kann 1 Person nominieren, mehrere Sektionen können sich auf eine gemeinsame Kandidatin/einen gemeinsamen Kandidaten einigen und diese/n mit entsprechend vielen Stimmen ausstatten.
- Die 4 Sektionskandidat/innen mit den meisten Stimmen kommen auf die Nominierungsliste.
- Bei mehr als 4 Nominierungen durch die Sektionen und Gleichstand der Stimmen auf dem 4. und 5. Platz (bzw. weiteren Plätzen) entscheidet das Los.
- Der Vorstand nominiert seine Kandidat/innen nach Ablauf der Frist für Sektionsnominierungen (also in Kenntnis derselben).
- Einzelpersonen (Mitglieder der DGS) können zusätzlich ihre Bereitschaft zur Kandidatur dem Konzil anzeigen.
- Festlegung der gesamten Nominierungsliste durch das Konzil

- Bei weniger als 4 Nominierungen durch die Sektionen (bzw. weniger als 8 Nominierungen durch den Vorstand) füllt das Konzil die Liste bis zur Zahl von 12 Kandidat/innen auf.

Wahlen zum Konzil

- 30 Kandidat/innen für 15 Plätze
- Die finale Nominierungsliste setzt sich aus 10 Konzils-, 10 Sektions- und 10 Eigennominierungen zusammen.
- Bei mehr als 10 Nominierungen in einer der drei Säulen (Konzil, Sektionen, Eigennominierungen) wird über die Besetzung der 10 Plätze jeweils im Losverfahren entschieden – für das Konzil gilt dies nur dann, wenn das Gremium sich nicht auf die nötige Anzahl Kandidierender einigen kann.
- Bei weniger als 10 Nominierungen durch Sektionen bzw. Eigennominierung füllt das Konzil die Liste bis zur Zahl von 30 auf.
- Die Nominierungsvorschläge erfolgen in der Reihenfolge Eigennominierungen, Sektionsnominierungen, Konzilsnominierungen (Sektionen nominieren in Kenntnis der bis zu 10 – ggf. gelosten – Eigennominierungen, das Konzil in Kenntnis der bis zu 20 Eigen- und Sektionsnominierungen).
- Eigennominierungen müssen jeweils von 25 DGS-Mitgliedern unterstützt werden, jedes DGS-Mitglied soll dazu den Hinweis erhalten, dass eine geringe Zahl an Nominierungen die Chancen der einzelnen Nominierten erhöht (Losverfahren greift bei mehr als 10 Eigennominierungen für alle gleichermaßen).
- Jede Sektion kann 1 Person nominieren, mehrere Sektionen können sich auf eine gemeinsame Kandidatin/einen gemeinsamen Kandidaten einigen und diese/n mit entsprechend vielen Stimmen ausstatten.

Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften

Vorankündigung der 2. Regionalkonferenz der DGS und Abschlusskonferenz der DFG-Kollegforscher_innengruppe »Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung, Dynamik und (De-)Stabilisierung moderner Wachstumsgesellschaften« vom 23. bis 27. September 2019 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Moderne kapitalistische Gesellschaften durchlaufen eine Periode weitreichender Transformationen, die eine Abkehr von über Jahrzehnten hinweg dominanten Wachstumsmustern, Produktionsformen und Lebensweisen beinhalten können. Offen ist, welche Richtung diese Transformationen einschlagen. Mit dieser Diagnose im Hintergrund laden die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und die DFG-Kollegforscher_innengruppe »Postwachstumsgesellschaften« zu einer Doppelkonferenz ein, um wichtige Analysen und Prognosen zur »Great Transformation« auf den Prüfstand zu stellen und zu diskutieren. Die Veranstaltung, die die zweite Regionalkonferenz der DGS mit dem Abschlusskongress der Jenaer DFG-Kollegforscher_innengruppe kombiniert, wendet sich an das Fach in seiner Breite. Die Veranstalter_innen rufen Soziolog_innen, aber auch interessierte Expert_innen aus gesellschaftlichen Praxisfeldern dazu auf, sich aus ihren jeweiligen Perspektiven und Forschungsschwerpunkten heraus aktiv in die Konferenz einzubringen. Merken Sie sich bitte den Termin vor! Wir freuen uns darauf, mit Ihnen in Jena zu diskutieren.

Das Themenpapier zur Konferenz erscheint im kommenden Heft der SOZIOLOGIE. Der Aufruf an die DGS-Sektionen zur Mitwirkung erfolgt gesondert. Die Sektionen können ihr Interesse an einer Beteiligung gerne der Geschäftsstelle des Kollegs mitteilen:

Kathy Kursawe

E-Mail: Kathy.Kursawe@uni-jena.de

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Minela Balic, M.A., Essen
Alice Barth, Bonn
Dr. phil. Diana Baumgarten, Zürich
Dr. Sabine Beckmann, Bremen
Elena Beregow, M.A., Hamburg
Dipl.-Soz. Stephanie Beyer, Bamberg
Dr. Peter Birke, Göttingen
Dipl. Soz. Annett Bochmann, Berlin
Annerose Böhler, M.A., Nürnberg
Dr. Katherine Braun, Hamburg
Christina Büchl, M.A., München
Dipl.-Soz. Valeska Cappel, Luzern
Valerie Dahl, Osnabrück
Dr. Sarah Dangendorf, Wedemark
Dr. phil. Martin David, Leipzig
Dr. Anno Dederichs, Tübingen
Dr. Carsten Detka, Magdeburg
Prof. Dr. Oleg Dik, Berlin
Marie-Kristin Döbler, M.A., Erlangen
Stephan Dochow, M.Sc., Bremen
Dipl.-Geogr. Alexandra Doernberg, Berlin
Dr. phil. Sahra Luise Dornick, Bochum
Dr. Matthias Dütsch, Weiden
Dr. Patrick Ehnis, Bremen
Dr. Karla Elliott, Brunswick East (AUS)
Kornelia Engert, M.A., Saarbrücken
Dr. Frederike Esche, Hamburg
Rahel Estermann, M.A., Luzern
Dipl. Soz. Dominik Feith, Frankfurt am Main
Dr. Walburga Katharina Freitag, Bielefeld
Sanna Frischknecht, M.A., Basel
Dominik Gerst, M.A., Berlin
Dr. Maya Halatcheva-Trapp, München

Ulrike Hammer, M.A., Walldorf
Dr. Michael Heinlein, Eching
Mag. Till Hilmar, Mainz
Konstantin Hondros, Mühlheim a. d. Ruhr
Dr. Kenneth Horvath, Karlsruhe
Dr. Daniela Hunold, Münster
Arne Janz, M.A., Berlin
Josephine Jellen, M.A., Magdeburg
Ph.D. Marie-Pier Joly, Göttingen
Marc Jungtäubl, Augsburg
Dr. Sarah Kabogan, Münster
Dr. Till Kaiser, Münster
Dr. Jan Kalbitzer, Berlin
Dr. phil. Yannick Kalff, Osnabrück
Annemaria Köhler, M.A., Dortmund
Prof. Dr. Jens Köhrsen, Basel
Dr. des. Christine Lang, Göttingen
Dr. Diana Lindner, Jena
Dr. Linda Madsen, Freiburg
Bernd Marquardt, M.A., Mainz
Carolin Mauritz, M.A., Offenbach
Prof. Dr. Nicole Mayer-Ahuja, Göttingen
Dr. Marius Meinhof, Bielefeld
Franziska Meyer-Lantzberg, M.A., Hannover
Jun.-Prof. Dr. Nadja Milewski, Rostock
Katharina Mojescik, Dipl. Soz.-wiss., Bochum
Dana Müller, Nürnberg
Prof. Dr. Boris Nieswand, Tübingen
Mareike Oeltjen, M.A., Bremen
Kathrin Peltz, M.A., München
Julia Perry, Göttingen
Dr. Eunike Piwoni, Göttingen
Dipl.-Soz. Justus Pöttsch, Alsheim
Prof. Dr. Birgit Reißig, Leipzig
Dr. Caroline Richter, Hattingen
Georg Rilinger, M.A., Chicago
Dr. phil. Silke Sabine Röbenack, Nürnberg
Dr. Philip Roth, Groß-Gerau

Melanie Rühmling, M.A., Rostock
Dr. rer. soc. Jan Schank, Berlin
Katharina Scheidgen, M.A., Berlin
Dr. Maria Schiller, Linz
Dr. Christian Johann Schmid, Dortmund
Dr. Alexander Schmidl, Nürnberg
Jasmin Schmitt, M.A., Bochum
Dr. rer. pol. Janosch Schobin, Kassel
David Joshua Schröder, M.A., Berlin
Andreas Schulz, M.A., Wien
Rosemarie Schwenker, M.A., Leipzig
Dr. phil. Ronald Staples, Fürth
Prof. Dr. Robert Stölner, Bielefeld
Prof. Dr. Mathias Stuhr, Berlin
Tobias Theel, M.A., Berlin
Dr. Christian Thiel, Friedberg
Carla Thiele, Detmold
PD Dr. Andreas Tutic, Leipzig
Nicole Vetter, Köln
Lisa Vollmer, Berlin
David Waldecker, Frankfurt am Main
Dr. Simon Weingärtner, Hamburg
Jonas Wiedner, M.A., Köln
Hinrich Wildfang, M.A., Großensee
Dr. rer. nat. Kai P. Willführ, Ronneburg
Dr. phil. Sabine Wöhlke, Göttingen
Leon Wolff, M.A., Marburg
Dr. phil. Benjamin Zander, Herdecke
Dr. Claudia Zerle-Elsäßer, München

Neue studentische Mitglieder

Clara Pauline Arnold, Bonn
Alexander Brand, Bamberg
Wassili Brassat, Frankfurt am Main
Ardesia Calderan, Frankfurt am Main
Carolin Denecke-Günther, Kassel

Philipp P. Jakobs, Bassenheim
Niklas Porrello, Göttingen
Daniel Schubert, Bamberg
Raina Vogt, Mainz
Simon Wassenhoven, Heidelberg

Austritte

Malte Burdekat, M.A., Schwaig b. Nürnberg
Dr. Weert Canzler, Berlin
Dr. Judith Glaesser, Durham (GB)
Melissa Graj, Köln
Dr. Michael Gubo, Erlangen
Dr. Harald Homann, Leipzig
Dr. Till Jansen, Witten
Dr. Rabea Krätschmer-Hahn, Frankfurt am Main
Dipl.-Soz.Wiss. Jessica Longen, Duisburg
Sissy Müller, Hamburg
Dr. Helge H. Paulsen, Hannover
Jens Potter, M.A., Magdeburg
Prof. Dr. Holger Rust, Hannover
Dr. Mathilde Schmitt, Mutters
Prof. Dr. Wolfram Stender, Hannover
David Strohmaier, Bad Oeynhausen
Jeannine Teichert, Berlin
Jonas Tostmann, Braunschweig

Verstorben

Prof. Dr. Martin Baethge, Göttingen
Prof. Dr. Stephan Leibfried, Bremen
Prof. Dr. Mechtild Oechsle, Bremen
Prof. Dr. Wolfgang Zapf, Berlin

Sektion Arbeits- und Industriosozilogie

Herbsttagung »Wie den Wandel von Arbeit untersuchen? Historisierende Perspektiven und methodologische Herausforderungen« am 16. und 17. November 2017 in Göttingen

Rund 50 TeilnehmerInnen haben die Herbsttagung der Sektion in Göttingen besucht. Ziel der Veranstaltung war es auszuloten, in welcher Weise aktuelle arbeitssoziologische Forschung von historisierenden Perspektiven profitieren kann. In der Regel trifft die Arbeits- und Industriosozilogie Aussagen zur Entwicklung oder zum Wandel von Arbeit anhand aktueller empirischer Erhebungen, während die Vergangenheit als idealisierte Kontrastfolie mit unterschiedlichen Benennungen (»Fordismus«, »Erste Moderne«, »Wachstumsgesellschaft«) genutzt wird, um der jeweils angestellten Gegenwartsdiagnose Profil zu verleihen. Mit der Herbsttagung sollten Ansätze aus unterschiedlichen Disziplinen diskutiert werden, in denen die Vergangenheit selbst noch einmal zum Gegenstand einer an aktuellen Fragestellungen orientierten Untersuchung gemacht und auf aktuelle Befunde bezogen wird. Dementsprechend bestand das Tagungsprogramm sowohl aus Beiträgen, in denen ZeithistorikerInnen Quellenmaterial unterschiedlicher Art untersuchen, um Aussagen zum Wandel von Arbeit machen zu können, bis hin zu solchen Beiträgen, in denen ForscherInnen aus der Arbeits- und Industriosozilogie eigene ältere Studien für Sekundäranalysen heranziehen.

Den Auftakt machte *Stefan Walter* (Oldenburg), der sich mit einer für die Arbeits- und Industriosozilogie ungewöhnlichen Form nichtreaktiver Daten befasst – nämlich mit Poesiealben: »Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel [...] Die Thematisierung von Arbeit und Leistung in Poesiealben der DDR und Bundesrepublik zwischen 1949 und 1989«. Anhand einer quantitativen Auswertung seines Datensatzes konnte der Autor zeigen, wie sich die Thematisierung von Arbeit und Leistung im Untersuchungszeitraum gewandelt hat und dass sich dabei markante Unterschiede zwischen BRD und DDR nachweisen lassen.

Die empirische Basis des Vortrags von *Moritz Müller* und *Caroline Ruiner* (Bochum) zum Thema »Humanisierung 2.0? Ansatzpunkte zur Gestaltung industrieller Arbeit« waren Artikel aus Gewerkschaftszeitschriften der 1970er und 1980er Jahre sowie Beiträge, in denen die damaligen Akteure Bilanz ziehen. Auf der Grundlage solcher Wissensbestände der histori-

schen Debatte zur Humanisierung wurden Optionen zur Arbeitsgestaltung im Kontext der aktuellen Debatte um Industrie 4.0 gezeigt.

In dem folgenden Beitrag »Zur Unabhängigkeit eines Unternehmens – Eine Organisationsgeschichte zur Grenzverschiebung zwischen Unternehmen und staatlicher Umwelt im späten Sozialismus« untersuchte *Peter Wegenschimmel* (Regensburg) anhand zeitgenössischer Publikationen (Presstexte und normative Texte) Prozesse der Organisationsentwicklung in der polnischen und tschechischen Schiffbauindustrie. Dabei dienten ihm die beiden Fallstudien und die dort zu beobachtenden Verschiebungen von Unternehmensgrenzen dazu, einem theoretisch ausgerichteten Interesse an Transformationsprozessen zu folgen.

Die folgenden beiden Beiträge hatten einen gemeinsamen Gegenstand – den Wandel der Arbeit im Einzelhandel – und boten so die Möglichkeit, einen sozialhistorischen und einen soziologischen Zugang zu diesem empirischen Feld zu vergleichen. In dem Beitrag »Aktuelle Probleme der Beschäftigten im Einzelhandel und deren historische Wurzeln – Methoden der Historisierung« warf *Manuela Rienks* (München) die Frage auf, wie sich die Verkaufshandlung seit den 1950er Jahren verändert hat. Dabei untersuchte sie vor allem die Folgen der Einführung der Selbstbedienung und der computerisierten Kassen und analysierte diese Umbrüche sowohl unter einer praxeologischen Perspektive auf den Wandel sozialer Praktiken in der Verkaufshandlung, wie auch unter einer Perspektive auf die Ausgestaltung von Verkaufsräumen.

In dem zweiten Beitrag zum Wandel der Arbeit im Einzelhandel, »Berufsfachlichkeit – eine umkämpfte Ressource für funktionale Flexibilität, Dienstleistungsqualität und berufliche Identität im Einzelhandel im Verkauf«, untersuchten *Heike Jacobsen* (Cottbus), *Ellen Hilf*, *Bärbel Meschkutat* und *Katja Pohlheim* (alle Dortmund) Verkaufsarbeit anhand von Daten aus dem Mikrozensus sowie aus qualitativen Untersuchungen, die an der Sozialforschungsstelle Dortmund seit den frühen 1980er Jahren durchgeführt wurden. Dabei stellten sie auf der einen Seite eine quantitativ belegte hohe Stabilität von Berufsfachlichkeit fest, auf der anderen Seite zeigten sie – anhand einer Sekundäranalyse qualitativer Daten – die Überformung von Qualifikationen durch die Geschlechterverhältnisse.

Dieser wie die beiden sich daran anschließenden Beiträge aus Göttingen und Jena sind im Rahmen von eLabour entstanden – einem Verbundprojekt, in dem soziologische Forschungseinrichtungen zusammen mit Partnern aus der IT und dem Bibliotheks- und Archivwesen ein interdiszi-

plinäres Zentrum für IT-basierte qualitative arbeitssoziologische Forschung aufbauen. Wesentlicher Bestandteil dieser Aufbauarbeit ist die Erprobung sekundäranalytischer Vorgehensweisen.

Harald Wolf (Göttingen) konnte in seinem Beitrag »Auf der Suche nach der fragmentierten Arbeit. Über produktive Irritationen im Sekundäranalyselabor« auf Primärmaterialien aus mehreren SOFI-Studien von 1977 bis in die Gegenwart zurückgreifen, die sich mit den Arbeitsbedingungen in der Automobilindustrie befasst haben. Ausgehend von einem »nicht-fragmentierten fordistischen Nullpunkt des Produktionssystems« nutzte Wolf die Sekundäranalyse zugleich dazu, die Kategorien der Arbeits- und Industrie-soziologie kritisch zu reflektieren und Vorschläge zu konzeptionellen Weiterentwicklungen zu entwickeln.

In dem Beitrag »Das Gesellschaftsbild des Prekariats. Vorgehen und Befunde qualitativer arbeitssoziologischer Sekundäranalyse« befassten sich *Jakob Köster* und *John Lütten* (Jena) insbesondere mit methodischen Herausforderungen auf dem Feld der Suchverfahren und damit, wie sich für die eigene Fragestellung relevantes Material identifizieren lässt. Dabei kombinierten sie in ihrer Untersuchung eine Sekundärauswertung einschlägiger Jenaer Studien aus den Jahren 2004 bis 2014 mit eigenen Erhebungen zum »Gesellschaftsbild des Prekariats«.

In dem abschließenden Beitrag von *Caroline Richter* (Bochum) zum Thema »Vertrauen innerhalb von Organisationen: Befunde und Erfahrungen eines sekundäranalytischen Forschungsdesigns« wurden anhand der empirischen Untersuchung der Bedeutung von Vertrauen im Handeln und Denken von Führungskräften weitere methodische Probleme der Sekundäranalyse herausgearbeitet. Dabei richtete die Autorin einen besonderen Fokus auf Probleme der Anonymisierung und der Vereinbarkeit der Forschungshaltung der Grounded Theory mit der Sekundäranalyse.

Die Herbsttagung der Sektion erbrachte weiterführende Erkenntnisse zu den Potentialen und Problemen historisierender Forschungsstrategien zu Fragen des Wandels von Arbeit. Offen blieb aber noch, ob es gelingen wird, historisierende Fragestellungen, sekundäranalytische Methoden und eine gut nutzbare und gehaltvolle Dateninfrastruktur zu Forschungsansätzen zu bündeln, die sowohl für die Arbeits- und Industriesoziologie als auch für weitere Fächer ertragreich sind, die an der Entwicklung von Arbeit interessiert sind.

Wolfgang Dunkel

Sektion Biographieforschung

»Biography and Violence: Violent dynamics and agency in collective processes and individual life histories«, 9th and 10th February 2018, Center of Methods in Social Sciences (Qualitative Methods), University of Göttingen

The conference was organized by a team consisting of Eva Bahl, Isabella Enzler, Hendrik Hinrichsen, Kristina Meier, Miriam Schäfer, Katharina Teutenberg, and Arne Worm. The words of welcome of the organizing team summarized their objective as to contribute to the »plea for a more empirical, micro-sociological and interactional research approach to study dynamics of violence in different societal contexts«. It brought more than 60 scholars from 14 countries and across disciplines together in the convention center by the historical observatory for two days, during which the participants could listen to three keynote speakers and seven parallel sessions, visit an exhibition entitled »Changing Vistas of Europe. Refugees' Concepts of Europe Before and After Arrival«, and also watch documentary-film »Infância Falada – Histories of Transformation Based on Dialogue« directed by Hermílio Santos.

In her opening words, *Gabriele Rosenthal* (Göttingen) addressed the lack of sociological studies regarding »armed conflicts, collective violence, war, crimes against humanity, war crimes, genocide, colonial rule, and domestic violence«. She argued that the silence over these societal phenomena began in Germany after World War II and continued until the 1980s, and it had a lot to do with the reluctance to confront the Nazi crimes and Holocaust. What eventually turned sociology into an ahistorical field of study, according to her, was not specific to Germany but endemic to social sciences in general. This is what allowed many social scientists disengage their discipline from that of history; and thereby focus on the present independently from the past, which was weaved with collective violence, slavery, racism, genocide, war crimes, ethnic cleansing, and crimes against humanity. On a more optimistic note, Rosenthal concluded that there is a gradual progress especially since the establishment of sociological biographical research in Germany in the beginning of the 1980s because it is the biographies of people that connect traumatic experiences of the past with the present.

The conference began with the two keynote speakers, *Katharina Inbetween* (Siegen) and *Hermílio Santos* (Porto Alegre, Brazil). Inbetween pleaded for a more elaborate understanding of borders in their relevance to refugees.

Drawing on ethnographic and biographical data she collected in refugee camps in Zambia, she stressed the ambivalence of border crossing for refugees – not only as an obstacle to overcome but also as a protection from the violent national actors if crossed successfully. Her talk was followed by Santos' presentation on women as actors of violent actions. Pointing at the contradiction between the recurrent victimization of women in the current sociological literature and the findings of his ethnographic and biographical research with women in Brazilian Favelas, Santos argued that women can be perpetrators of violence more often and in more pragmatic ways than what has been assumed and represented in the sociological discourse.

The conference continued with seven parallel sessions that were organized thematically. In »Changing Discourses – (Re-)Appraisal of Societal Processes«, *Vekar Mir* (Delhi, India) talked about a resistance movement against *enforced disappearances* in Kashmir through the biography of its most prominent figure, Parveena Ahangar. *Kawthar El-Qasem* (Düsseldorf), argued that targeted communities, such as Palestinians, produce and circulate a specific knowledge, and emphasized the significance of oral transmission. *Stefanie Rauch* (London) spoke about the influence of shifting discourses of justice, legality, and legitimacy on meanings of violence and agency for those who were somehow involved in *Nazi crimes*. Finally, *Rasa Balockaitė* (Kaunas, Lithuania) talked about the narrative of the wartime sexual violence, and the ways it is remembered and represented through monuments.

In the session on »Changing Perspectives – (Re-)Interpretations of Violence«, *Martín Hernán Di Marvo* (Buenos Aires, Argentina) discussed the effect of *dispositifs* (judicial and psychological discourses) in memory and interpretation of the past through a comparison of the life stories of two men who had committed homicide. *Oksana Danylenko* (Charkiw, Ukraine) compared two Ukrainian soldiers returning from the war in Eastern Ukraine and trying to adopt civilian life. *Ute Züllig* (Frankfurt am Main) talked about transgenerational consequences and dynamics of violent experiences through the examples of mothers experiencing sexual abuse and violence. Finally, *Arne Worm* (Göttingen) drew attention to the significance of the figurations of Syrian refugees in order to understand *the dynamics of (forced) migration*.

In the session »Domestic Violence and Police Interventions«, while *Susanne Nef* (Zurich), talked about the ways in which people who were subjected to domestic violence interpret their experience, *Miriam Schäfer* (Göt-

tingen) focused on the interpretations of police officers of the cases of domestic violence. She argued that their interpretations depend mostly on their stereotypical assumptions about the people involved.

In »Everyday Violence and Othering«, *Vimal Kumar* (Mumbai, India) presented his first-hand experiences during an ethnographic study on the everyday violence of caste system in an Indian village. *Gertraud Kremsner* (Vienna) and *Denisa Butnaru* (Konstanz) presented the results of their biographical research with people with disabilities particularly focusing on the ways in which they experience violence in institutional settings. *Eva Bahl* (Göttingen) discussed the social and discursive practices of marginalization of Moroccan juveniles in the Moroccan-Spanish Border Zone.

»Violence-Borders-Migration« began with *Arnab Roy Chowdhury's* (Moscow) presentation on the results of his ethnographic fieldwork with refugee boat people in Bangladesh and Thailand. *Lucas Cé Sangalli* (Porto Alegre, Brazil) discussed the results of a biographical case reconstruction of a migrant from Haiti that crossed several borders. *Efrat Ben-Ze'ev* and *Nir Gazit* (Emek Hefer, Israel) presented an approach of the Egyptian-Israeli border as a contact zone between the global south and the global north as well as a passageway for Asylum seekers. *Dolly Abdul Karim* and *Johannes Becker* (Göttingen) presented their first results of reconstructions of (multiple) processes of migration and their relation to multi-layered experiences of violence in Amman, Jordan.

In »Women in Violent Action«, first *Michaela Köttig* (Frankfurt am Main) presented on the problems of and alternatives for the ways in which female violence has been conventionally studied. *Sevil Çakır Kılınçoğlu* (Leiden, The Netherlands) discussed the differences and similarities in the everyday life experiences of Turkish and Iranian women who were involved in revolutionary activism in the 1970s. Later, *Johanna Masse* (Québec, Canada) compared political agency of women in the violent settings of Northern Ireland and Palestine while *Karina Schub Reif* (Porto Alegre, Brazil) talked about the *experience of freedom* by women after a period of incarceration.

»Genocide-Ethnicized conflicts-Political Persecution« began with *Artur Bogner's* (Bayreuth) discussion of the role of discourses as constitutive parts of various figurations including the one between researcher and subjects, which was based on his narrative interviews with *laypeople* in Ghana, Togo and Uganda. *Daniel Bultmann* (Berlin) presented on the ways in which »civil war commanders make their soldiers fight and risk their lives in combat«.

Sandra Gruner Domic (Los Angeles, USA) talked about the personal experiences of violence of survivors of the Guatemalan Genocide.

In the final keynote of the Conference, *Teresa Koloma-Beck* (Munich) questioned the concept of *trauma* and its widespread use to describe everything related to the negative influence of armed conflicts on people not only in the mainstream discourses but also in sociology. Based on her fieldwork experience in Mozambique, Angola, and Afghanistan, she made a case for when and why people living in conflict zones are actually traumatized. Both the final and previous presentations have triggered fruitful discussions among the participants and led many to conclude that the Biography and Violence Conference already sowed the seeds for further discussion and prospective studies in the fields of both biographical research and violence.

Sevil Çakır Kılınçoğlu, Lucas Cé Sangalli

Sektion Kulturosoziologie

Tagung »Soziologie wiederkehrender Religionen – Originalität und Relevanz der Religionssoziologie von Wolfgang Eßbach« am 13. und 14. März 2018 am Institut für Kulturwissenschaften, Universität Leipzig

Die Tagung Sektionen Kulturosoziologie und Religionssoziologie (in Kooperation mit der Kolleg-Forschergruppe »Multiple Secularities« und dem Institut für Kulturwissenschaften) galt Wolfgang Eßbachs *Religionssoziologie I. Glaubenskrieg und Revolution als Wiege neuer Religionen* (2014). Gegenstand des Buches sind die historischen Formen europäischer Religionen, zu deren Analyse Eßbach einen instruktiven Beitrag liefert – es ist eine neue Stimme in den Debatten um Säkularisierung, religiöse Revitalisierung usw. Eßbach entfaltet diese neue Stimme wesentlich als historische Soziologie. Der Blick fällt auf die in Diskursen von Intellektuellen verdichtete europäische Religionsgeschichte seit der Reformation. Die These ist: In dieser europäischen Geschichte haben je drängende und prägende Zeiterfahrungen neue Thematisierungen des Religiösen ausgelöst: die Glaubenskriege, die Revolutionen, die Marktgesellschaft, die Artifizierung der Lebenswelt. Die historische Verarbeitung dieser beunruhigenden Zeiterfahrungen erfolgte je in neuer, *religiöser* Form. Es entstanden je neue Religionstypen: die

Bekenntnisreligion, die wegen deren Gewaltentfesselung entstehende *Rationalreligion*, die *National- und Kunstreligion*. Hinzu kommen (im zweiten Band) die auf Marktvergesellschaftung reagierende *Wissenschaftsreligion* und die auf Artifizierung antwortende *ritual-technische Verfahrensreligion*. Die These ist weiter: Diese sechs Religionstypen bleiben latent; sie kehren wieder, wenn »Erfahrungen aufbrechen, die dem pathischen Moment entgegenkommen«, der dem entsprechenden Typ »aufgehoben« ist: »Die Götter aller Religionen sind unsterblich«. Eßbach entfaltet derart das Bild einer »*kompetitive[n] Differenzierung*« des Religiösen, der Kumulation der differnten, aufeinander verweisenden, bleibenden Religionsformen.

Inwiefern erlaubt die Methodologie eine Religionssoziologie? Wie erlaubt die Typologie, aktuelle religiöse Phänomene zu analysieren; welcher Religionsbegriff wird hier entworfen? Lässt sich religiöse Gewalt besser verstehen als in anderen Ansätzen? Was impliziert die These der kumulativen Religionswiederkehr für eine Vorstellung des Wandels, der Modernisierung; welches Verhältnis von Religion und Gesellschaft wird entworfen? Und wo steht diese »Religionssoziologie« zwischen Religions- und Kultursociologie? Solchen und weiteren Fragen galt die Diskussion, die mit einem Rundgespräch begann: *Clemens Albrecht* (Bonn), *Hartmann Tyrell* (Bielefeld), *Winfried Gebhardt* (Koblenz-Landau) und *Karl-Siegbert Rebbert* (Dresden) diskutierten über die historische Anlage und die diskursanalytische Methode – die Beobachtung von Religion durch Intellektuellendiskurse.

Anschließend erfolgten vergleichende Blicke auf andere Soziologien des Religiösen – solche, die Eßbach ergänzen, und solche, die ihm implizit zu unterliegen scheinen. So reformulierte *Volkehard Krieb* (Bochum) Eßbachs Typologie als Analyse funktionaler Ausdifferenzierung des Religiösen. Was Eßbach unter Bekenntnis- und Rationalreligion sowie Kunst- und Nationalreligion diskutiert, sei lesbar als Folge der Autonomisierung von Religion. *Heike Delitz* (Bamberg und Bremen) und *Robert Seyfert* (Duisburg-Essen) suchten nach der gesellschaftstheoretischen Grundaussage, die sich in der Detailfülle Eßbachs und seiner Enthaltung von funktionalen Aussagen gleichwohl offenbare: In Eßbachs Religionssoziologie stecke die durkheimsche These des Religiösen als funktionaler Autodivination von Kollektiven, die bergsonsche These der Autokreation von Gesellschaften in der Heiligung bestimmter Ideen sowie Foucaults These der Autodeviation – Selbstreinigung von Gesellschaftsgrenzen in religiösen Unterscheidungen. *Mario Grizelj* und *Julian Müller* (München) verknüpften Eßbachs Religionssoziologie mit Michel de Certeau und Bruno Latour, im Blick auf die

Materialität religiöser Praxen und Redeweisen, vor allem in Bezug auf solche Religionstypen, in denen wie in der Mystik der paradoxe Bezug auf den »abwesenden Gott« gesucht werde. De Certeau und Latour erlauben, Religion als Aktivität der Rede zu verstehen, die sich von anderen Diskursen unterscheidet. Um eine Ergänzung der Theorie ging es auch *Michael Nguyen* (Darmstadt), der mit Mary Douglas Eßbachs Begriff der »Diskursverknappung« als Konzept der affektiven und symbolischen Vereinfachung von Religion las.

Welche Anregungen gibt Eßbach für die Analyse historischer wie aktueller religiöser Phänomene? Empirische Phänomene beobachtete *Antje Mickan* (Rostock): Formen »religionshybrider« Praxen künstlerischer und kunsthandwerklicher Projekte in Mecklenburg-Vorpommern. *Marc Breuer* (Paderborn) nutzte den Typ der Bekenntnisreligion, für welchen die Abgrenzung zu anderen Konfessionen zentral ist, um migrantische Milieus russlanddeutscher und muslimischer Gemeinden zu untersuchen. *Uta Karstein* (Leipzig) nahm am Fall der Malerei des 19. Jahrhunderts die Kunstreligion und deren Relation zur Bekenntnisreligion in den Blick: In der Romantik habe sich neben der Kunstreligion eine zweite Religionsvariante entfaltet, die stärker an bekenntnisreligiöse Strukturen gekoppelt blieb.

Wolfgang Eßbach (Freiburg) selbst präsentierte einen Auszug aus Band 2, die beiden ausstehenden Religionstypen erläuternd – die auf die Ökonomisierung des Lebens antwortende »Wissenschaftsreligion«; die auf die Artifizierung antwortende »rituell-technische Verfahrensreligion«. Im Abendvortrag verortete Gebhardt den Religionssoziologen Eßbach zwischen Religions- und Kultursoziologie, verbunden mit einem (kritischen) Vergleich der Bearbeitung des Religionsthemas bei Hans Joas. Albrecht verortete den Religionssoziologen Eßbach biografisch, im Blick auf die von diesem selbst interpretierten »drängende« Zeiterfahrung von 1968 (FAZ vom 15. März 2018).

Die Tagung schloss mit einer Podiumsdiskussion: *Wolfgang Eßbach*, der Religionshistoriker *Helmut Zander* (Fribourg), *Micha Brumlik* (Berlin) und die Islamwissenschaftlerin *Mirjam Künkler* (Bonn) diskutierten die Relevanz dieser Soziologie des Religiösen im Blick auf gegenwärtige und globale Ereignisse. So erörterte Künkler, wie sich die aktuelle innerislamische Konfliktbereitschaft auf die bekenntnisreligiöse Verfasstheit des Islams in Iran und Indonesien beziehen lasse. Brumlik und Künkler diskutierten die Trennung von privater und öffentlicher Religion, die Eßbach als Ergebnis der aufklärerischen Umarbeitung von Religion akzentuiert, für jüdische und islamische Glaubenspraxen. Zander machte Ähnlichkeit und Differenz

zu seiner Religionsgeschichte sichtbar (im Blick auf häretische religiöse Bewegungen der Moderne). Es lässt sich neben diesen relevanten Fragen absehen, dass auch Band 2 Anlass zu Diskussion bieten wird, weitere Diskursstränge der Soziologie mit der Religionssoziologie verknüpfend – die großen Themen des modernen Kapitalismus ebenso wie die Folgen der Technisierung des Sozialen.

Heike Delitz, Uta Karstein und Kornelia Sammet

Sektion Politische Soziologie

Workshop »Governing by numbers: Key Indicators and the politics of expectations« vom 5. bis 7. Oktober 2017 am Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Praktiken der Quantifizierung und ihren sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, Folgen und Funktionen wird seit einiger Zeit eine ihrer Ubiquität und Bedeutung angemessene gesteigerte soziologische Aufmerksamkeit zuteil. Angesichts der zunehmenden Vielfalt empirischer Arbeiten und theoretischer Zugänge zu dieser Thematik steigt auch der Bedarf nach Systematisierung des Forschungsstandes und der Entwicklung einer forschungsstrategischen Perspektive. Mit dieser Zielsetzung und einem besonderen Schwerpunkt auf die Verwendung von Kennzahlen in politischen Zusammenhängen fand der internationale Workshop in Halle statt. Walter Bartl und Audrey Terracher-Lipinski waren die Organisatoren der mit Unterstützung der Sektion Wirtschaftssoziologie gemeinsam mit der Sektion Politische Soziologie, dem Research Committee 41 »Sociology of Population« der ISA, dem Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH) sowie dem Research Cluster »Society and Culture in Motion« an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg durchgeführten Veranstaltung.

Eingeleitet wurde der Workshop durch einen Vortrag von *Laurent Thévenot* (Paris), der aus der Perspektive der Soziologie der Konventionen den Blick auf die unterschiedlichen sozialen Bedeutungen von »governing by numbers« bzw. Quantifizierungen und deren einschränkenden Effekte auf die Pluralität von Bewertungs- und Koordinationsprinzipien lenkte und so bereits auf viele der folgenden Beiträge einstimmte. Mit der Rolle wirtschaftlicher Kennzahlen und Indikatoren in diversen sozialen Kontexten

befassten sich die ersten beiden Panels. So legte *Tom Kayzel* (Amsterdam) dar, wie in den Niederlanden der Wandel makroökonomischer Modelle auf Arbeitsmärkte bezogene politische Diskurse und Entscheidungen mit beeinflusste. Die Analyse vom *Timo Walter* (Erfurt) verdeutlichte die inkomensurable Erwartungen ermöglichende und zugleich koordinierende Polysemie der Zinsstruktur in der US-Geldpolitik. Aus einer volkswirtschaftlichen Perspektive zeigte *Christoph Schult* (Halle, Saale) anhand statistischer Berechnungen, dass Theorien des adaptiven Lernens ökonometrische Vorhersagemodelle nur eingeschränkt verbessern. *Oliver Geden* (Berlin) stellte seine Untersuchungen der Praktiken des *ecological accounting* im Feld der Klimapolitik und speziell des formulierten »2-Grad-Ziels« vor; die ökologische Rechnungslegung laufe zunehmend den ehrgeizigen Zielsetzungen zuwider, da sie zur Verschleierung von Inkonsistenzen bei *carbon budgets* genutzt werde. In ihrer abendlichen Keynote präsentierte *Christina Boswell* (Edinburgh) Teile ihres Buches zum Thema »Targets and the Production of Political Trust«: Am Beispiel der britischen Asyl- und Migrationspolitik zeigte sie, wie Zielsetzungen und darauf bezogene Evaluationen sich zunehmend als Legitimationstechniken für politische Entscheidungen durchsetzten, zur (Wieder-)Herstellung von Vertrauen jedoch nicht beitragen konnten.

Der folgende Tag des Workshops stand zunächst im Zeichen der Quantifizierung in Wissenschaft und Erziehung. *Thomas Heinze* und *Arlette Jappe* (Wuppertal) referierten über die politisch gestützte Professionalisierung im Feld der bibliometrischen Forschungsevaluation in den Niederlanden, deren Hauptakteure aktuell jedoch durch neue Marktdynamiken herausgefordert werden. Den Wandel von *pay per performer* zu *pay for promise* zeichneten *Michael Huber* und *Maarten Hillebrandt* (Bielefeld) in ihrer Analyse der Effekte der quantifizierenden »Leistungsorientierten Mittelvergabe« auf die internen Strukturen von Universitäten nach: Diese wandelten sich von einer bürokratischen zu einer adaptiv-lernenden Organisation, die strategische Orientierungen belohnt. *Anne Piezunka* (Berlin) dagegen präsentierte Ergebnisse ihrer Untersuchung der Strategien, die Schulinspektoren zur Aufrechterhaltung der ohnehin schwachen Institution der externen, quantifizierenden Schulevaluationen gegenüber einer von den Schulen selbst ausgehenden fundamentalen Kritik an diesem Verfahren verfolgen.

In einer Synthese eigener Forschungen in Organisationen des öffentlichen Sektors wie Krankenhäusern oder Altenpflegeheimen stellte *Ingo Bode* (Kassel) die dortigen Entwicklungen hin zu einer quantifizierenden Steue-

zung zunächst in den Kontext gesellschaftlicher Rationalisierungs- und speziell Ökonomisierungsprozesse; diese bringen auf organisationaler Ebene jedoch Inkompatibilitäten und letztlich dysfunktionale Komplexitätsreduktionen hervor, welche häufig im Modus einer *institutional improvisation* kompensiert werden müssten.

Gesundheitspolitik, allerdings auf der globalen Ebene, stand auch im folgenden Panel zu *Global Governance* im Mittelpunkt. *Oscar J. Maldonado* und *Tiago Moreira* (Linköping) analysierten in ihrer Präsentation die »Wahlverwandtschaft« zwischen *Global Health* und *Health Metrics* nicht wie üblich als Ausdruck neoliberaler Regierungsformen, sondern als Umgang mit der Unsicherheit der Passung zwischen normativen Ansprüchen und der Wissensproduktion bezüglich des Konstrukts Gesundheit bzw. darauf bezogener politischer Interventionen am Beispiel des von der Weltbank genutzten Indikators *Disability Adjusted Life Years* (DALYs). Die sozialen und politischen Kontexte quantifizierender Wissensproduktion über HIV konnte *Sara L.M. Davis* (New York, Genf) rekonstruieren: Die Nichtverfügbarkeit von Daten über HIV in vielen Ländern ist demnach weniger technisch als durch auf Tabus beruhenden Invisibilisierungen vulnerabler Bevölkerungsteile bedingt, die wiederum für globale Gesundheitsprogramme unsichtbar bleiben. *Georg P. Müller* (Fribourg) untersuchte mit quantitativen Methoden die Frage, ob der *Freedom House Index* den politischen Handlungsspielraum autoritärer Regime begrenzt.

Am letzten Tag stellte *Félicien Pagnon* (Paris) am Beispiel zweier französischer Regionen seine Forschung zur Konstitution und Institutionalisierung neuerer Wohlstandsindikatoren im Kontext der Kritik am BIP vor. *Konstanze Senge* (Halle, Saale) und *Lisa Knoll* (Hamburg und Halle, Saale) präsentierten erste Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt zum Schuldenmanagement im öffentlichen Sektor im Hinblick auf die Reformen des *European System of National and Regional Accounts*: Ambiguitäten bei der Zurechnung von Zuständigkeiten zwischen öffentlich und privat nehmen im Zuge der Proliferation des Modells der Public Private Partnerships und ähnlicher Finanzierungsformen zu, die zugleich als Instrumente zur Reduktion oder gar zum Verstecken öffentlicher Kosten genutzt werden. Zum Abschluss skizzierte *Rainer Diaz-Bone* (Luzern) analytische und methodologische Anschlusspunkte, die die französische »Economie des conventions« einer Soziologie der Quantifizierung zur Verfügung stellt. Demnach wäre es insbesondere die Sensibilisierung für den semantischen Gehalt und die diskursive Einbettung von Quantifizierungsprozessen gegenüber einer blo-

ßen Fokussierung auf Dispositive, die den wesentlichen Mehrwert einer konventionensoziologischen Betrachtung des Phänomens ausmacht.

Der Workshop war geprägt von Präsentationen, die danach strebten, dieses noch junge Forschungsfeld weiter zu entwickeln, was wiederum lebhaftere Diskussionen und Reflektionen anstieß. Als zentrale Herausforderungen für weitere Forschung wurden wiederholt Fragen der Handlungsspielräume von Akteuren im Kontext der Quantifizierung des Sozialen wie auch allgemein der sozialen Einbettung der Produktions- und Verwendungspraktiken von Zahlen thematisiert. Damit befand sich der Workshop auf der Höhe der Zeit, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kam, dass zahlreiche Vorträge in ihrem Ausblick darauf verwiesen, dass das Verhältnis von »traditionellen« und digital prozessierten Indikatoren zukünftig stärker ausgelotet werden müsse.

Simon Dabrowski

Sektion Soziale Indikatoren

Jahrestagung »Zwischen Abstiegsangst und Zufriedenheitshoch – Was wissen wir über die Gefühlslage der Menschen?« am 21. und 22. März 2018 an der Universität Duisburg-Essen

In populären Zeitdiagnosen ist es derzeit *en vogue*, von einer »Gesellschaft der Angst« zu sprechen. Angesichts von wirtschaftlicher Globalisierung und technologischem Wandel erscheinen viele Arbeitsplätze gefährdet. Die Mittelschicht, so einige Diagnosen, fürchtet sich vor dem sozialen Abstieg, und die Rente erscheint vielen nicht mehr als gesichert. Terroranschläge beeinträchtigen unser Sicherheitsgefühl, und die Migration speist Sorgen um den sozialen Zusammenhalt wie Hochwasser und Stürme die Angst vor dem Klimawandel.

Mit ihrer Jahrestagung in Duisburg hat die Sektion Soziale Indikatoren die diversen Diagnosen einer angst- bzw. sorgenbestimmten Gesellschaft einer empirisch informierten Prüfung unterzogen. Ziel war, einerseits mehr über Niveau und Entwicklung von Ängsten und Sorgen der Bevölkerung, andererseits über deren soziale Strukturierung und Folgen zu erfahren, zum Beispiel für politische Einstellungen und Parteipräferenzen.

In einem ersten Themenblock lag der Fokus auf sozialer Ungleichheit und statusbezogenen Sorgen. *Andreas Schmitz* (Bonn) plädierte dafür, Ängste systematisch in Bourdieus Distinktionstheorie einzubauen. Wie es klassenspezifische Lebensstile gibt, gäbe es auch klassenspezifische Ängste und Sorgen. Empirisch wies er dies mit einer eigenen Erhebung nach – visuell zeigte Schmitz einen »Raum der Ängste«. *Holger Lengfeld*, *Katharina Müller* und *Stephanie Pravemann* (Leipzig) referierten konzeptionelle Überlegungen und ein Messinstrument zur Statusverunsicherung. Dieses unterscheidet einerseits Sorgen um den Arbeitsplatz und um die Ressourcenausstattung, andererseits zwischen Kognition und Affekt. Auf Basis von Daten einer CAWI-Primärumfrage unter deutschen Erwerbstätigen zeigten sie, dass sich nur ein kleiner Teil der Befragten gravierend statusverunsichert fühlt. Das Ausmaß an affektiver Statusverunsicherung ist in den unteren Statuspositionen am höchsten – und damit dort, wo auch objektiv die größte Status-Bedrohung besteht. Mit Statusängsten im Sinne von Inferioritätsgefühlen beschäftigte sich der Beitrag von *Jan Delbey* und *Leonie Steckermeier* (Magdeburg), der auf Daten des European Quality of Life Survey aufbaute. Für diese Art von Statussorgen konnten sie für Deutschland die Diagnose einer Angstgesellschaft nicht bestätigen: Inferioritätsgefühle haben im Zehnjahresvergleich (2007–2016) insgesamt leicht abgenommen, in Ostdeutschland sogar deutlich. Im gleichen Zeitraum haben sich die sozialen Gradienten von Statusängsten nicht vergrößert und der Einfluss von letzteren auf die Lebenszufriedenheit abgeschwächt.

Der zweite Themenblock drehte sich um Ängste und Sorgen in der Arbeitswelt. *Stefanie Gundert* (Nürnberg) ging in ihrem Vortrag der Frage nach, inwieweit die Digitalisierung subjektive Arbeitsplatzunsicherheit hervorruft. Wie Umfragedaten des Panel Arbeitsmarkt und soziale Sicherung zeigen, steigt die subjektive Arbeitsplatzunsicherheit mit der durch die Digitalisierung verursachten potenziellen Substituierbarkeit des Berufs an, auch unter Kontrolle verschiedener anderer Merkmale der Befragten und ihrer Tätigkeit. Mit qualitativen Interviews gaben *Stefanie Herok*, *Dorina Spahn* und *Ralf Himmelreicher* (Berlin) einen Einblick in die Gefühlslage von Beschäftigten im Hotel- und Gastgewerbe. Als zentrale Negativerfahrung brachten die Beschäftigten einerseits Ausbeutung, zum Beispiel durch unbezahlte Überstunden oder Umgehung einer korrekten Arbeitszeiterfassung, zur Sprache; andererseits tauchten in den Berichten immer wieder Befürchtungen auf, durch Zuwanderer ersetzt zu werden.

Im dritten Themenblock wurden die Sorgen und Ängste verschiedener Bevölkerungsgruppen in den Blick genommen. *Fredericke Esche* (Hamburg) wies darauf hin, dass Jugendliche aktuell recht optimistisch sind, einen Ausbildungs- oder Studienplatz zu finden und später beruflich erfolgreich zu sein. Kinder aus Elternhäusern mit geringerem sozio-ökonomischen Status haben jedoch eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für berufliche Sorgen, die wiederum ihr Wohlbefinden beeinträchtigen. *Christiane Lübke* (Duisburg-Essen) schloss an diesen Befund an und zeigte auf, dass der Familienkontext auch dann noch einen Einfluss auf die Kinder hat, wenn diese bereits aus dem Elternhaus ausgezogen sind und einer eigenen Erwerbstätigkeit nachgehen. Durch die familiäre Sozialisation werden Arbeitsplatzsorgen von Eltern auf Kinder übertragen, so dass junge Erwachsene, die in sorgenvollen Elternhäusern aufgewachsen sind, stärker dazu neigen, sich später Sorgen um ihren eigenen Arbeitsplatz zu machen. *Anne-Kristin Kubnt* (Duisburg-Essen) untersuchte das soziale Wohlbefinden von Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland am Beispiel türkischer Migranten. Diese Gruppe weist durchweg ein geringeres soziales Wohlbefinden als Personen ohne Migrationshintergrund auf (zum Beispiel geringeres Vertrauen in die Mitmenschen), wobei sich zumeist ein Anpassungsprozess in der Generationenfolge zeigt.

Im vierten und letzten Themenblock ging es um die politischen Folgen von Abstiegsängsten. Anhand einer lokalen Bevölkerungsbefragung aus Münster ging *Luigi Droste* (Münster) den Entstehungsbedingungen von »populistischen« Einstellungen wie Volks-Zentrismus, Anti-Pluralismus und Anti-Elitismus auf den Grund. Nach seinen Analysen sind Abstiegs-sorgen und Deprivationsempfindungen wichtige Determinanten populistischer Einstellungen, aber auch Ängste anderer Art wie Angst vor Flüchtlingen. Zu einem ähnlichen Schluss kamen *Debora Eicher*, *Evelyn Sthamer* und *Patrick Sachweh* (Frankfurt am Main). Sie führten eine Präferenz für Parteien an den Extrempolen des Parteienspektrums auf mehrdimensionale Prekarisierungsängste zurück, die nicht nur den häufig verwendeten Indikator Angst vor Arbeitsplatzverlust, sondern beispielsweise auch die Angst davor, sich die Wohnung nicht mehr leisten zu können, miteinschließt. Schließlich widmete sich auch *Frederike Esche* (Hamburg) der Frage, wer sich in Deutschland mit extremen Parteien wie der NPD, DVU und AfD identifiziert. Im Sinne der Modernisierungsverlierer-These kann sie zeigen, dass ein geringer sozio-ökonomischer Status (bzw. ein eingetretener Statusverlust) sowie (neu auftretende) Sorgen und Ängste, beispiels-

weise um den Arbeitsplatz, die Identifikation mit rechtsextremen Parteien begünstigt.

Die einzelnen Beiträge leisten zusammen mit den anschließenden Diskussionen einen wertvollen Beitrag, um die aktuelle Gefühlslage der Menschen besser zu verstehen. In der Gesamtschau relativieren die Beiträge die generalisierte Diagnose einer »Angstgesellschaft«, machen aber zugleich deutlich, dass sich Menschen in Abhängigkeit von ihrem sozio-ökonomischen Status durchaus um ihre zukünftige Lebenssituation sorgen – mit beachtlichen Folgen für ihr Wohlbefinden und ihre politischen Einstellungen. Das Thema Sorgen und Ängste der Menschen ist daher auch ohne die Diagnose einer *durchweg* angst- bzw. sorgenbestimmten Gesellschaft für Politik und Wissenschaft hoch relevant. Die spannenden Ergebnisse der Tagung sollen in einem Sammelband veröffentlicht werden.

Christiane Lübke, Jan Delhey

Sektion Soziale Probleme und soziale Kontrolle

Jahrestagung »Problem- und Risikogruppen in Staat und Gesellschaft« am 23. und 24. November 2017 an der Universität Paderborn

Werden Atmosphären von Bedrohung, Störung und Unsicherheit mit einer vermeintlich spezifischen Klientel benannt, handelt sich um Versuche, unbekannte Täterschaften zu personifizieren. Doch wie entwickeln sich die sozial organisierten und kommunikativen Prozeduren zur Konstruktion und Reproduktion von »Problem- und Risikogruppen«? Auf der Jahrestagung der Sektion sind theoretische Impulse und Forschungsergebnisse rund um diese Frage kritisch diskutiert worden.

Eröffnend hat *Dörte Negal* (Siegen) theoretische Überlegungen zum Konzept der Problemgruppe aufgenommen. Problemgruppenzugehörige würden als Potenzialträger gekennzeichnet und in diesem Sinne als Repräsentanten kollektiviert werden. Dieser Prozess vollziehe sich im gemeinsamen Arbeiten am Problematischen, mit dem das Potenzial multipler Möglichkeiten der jeweiligen Gruppenzuschnitte erhalten würde. Am Beispiel Schwarzer Männlichkeiten untersuchte *Julia Grublich* (Göttingen) anschließend die Problematisierung aus intersektionaler Perspektive und skizzierte

die Problemgruppe am Kreuzpunkt von Ethnisierung, Sexualisierung, Prekarisierung und Kriminalisierung.

Wie sich ein *Doing Problem Group* in institutionellen Settings entfalten kann, wurde in zwei Sessions diskutiert. *Fabian Karsch* (München) zeigte anhand des Labels ADHS die (De)Stabilisierungen von Kategorien in medizinischen und pädagogischen Kontexten. Insbesondere die Medizin als Problemlösungsinstanz entfalte bedeutungssetzende Dynamiken: die Anerkennung von ADHS als Krankheit, ihre Pathologisierung hinsichtlich gesellschaftlich dysfunktionaler Zustände sowie die Selbsthilfebewegungen. Das Konzept der Neurodiversität (Sarrett 2016) könne hier de-stigmatisierende Wirkungen entfalten, laufe aber gleichzeitig Gefahr, Platzhalter für die etablierte Differenzierung von »krank vs. gesund« zu werden.

Carmen Figlesthler und *Katja Schau* (Halle, Saale) fragten nach der Herstellung muslimischer Jugendlicher als Problemgruppe im Kontext pädagogischer Radikalisierungsprävention. Institutionelle Herausforderungen, wie die Definition sozialer (Ziel)Gruppen oder ihre Adressierbarkeit, führten zur Frühprävention oder orientierten sich an diversen Indikatoren von Gefährdung. Ansprechbarkeit und Adressierbarkeit stünden neben dem Etablieren von Regelwerken, um das Risiko eines Misslingens zu minimieren. Darauf hat *Marlen Löffler* (Frankfurt am Main) in ihrem Beitrag zur Herstellung von »Strichern« im Kontext von Beratungsstellen für männlich-homosexuelle Sexarbeiter hingewiesen. Innerhalb der Beratungsstellen ist die Definierbarkeit der Gruppe der »Stricher« kaum zu erschließen. Grundsätzlich wird bei jedem Nutzer der Einrichtung zunächst eine Passung angenommen und erst bei Nicht-Einhaltung der Regeln in Frage gestellt. Die starke soziale Kontrolle wird als notwendig angesehen, um aus praktischen Nutzern Beratungswillige zu machen.

In der zweiten Session sind die (Re)Produktionen problematisierender Zuschreibungen und ihre aktiven wie passiven Wendungen in den Blick genommen worden. *Selina Heppchen* (Siegen) untersuchte die Selbst- und Fremdkategorisierungen von jungen Angeklagten mit der Frage, wie sich die Betroffenen sowohl im Kontext strafrechtlicher Entscheidungen und Maßnahmen als auch in der sozialen Situation des Interviews als kriminell oder nicht kriminell entwerfen. Die Subjektpositionierungen müssten dabei die eigene Handlungsmacht und Selbstbestimmung, etwa als »traurige Geschichte« (Goffman) berücksichtigen.

Im Vortrag von *Gerd Möll* (Essen) wurde am Beispiel eines »12-Schritte-Genesungsprogramms« für Glücksspielsüchtige das Paradoxon einer unbe-

dingten Übernahme des Suchtkonzepts am Beginn des Programms diskutiert. Ob ein solches – in Teilen religiös anmutendes – Programm und die Bereitschaft zur Übernahme der kollektiven Problemkonstruktion auch Ausdruck einer kulturspezifischen Individualisierung, wie sie etwa in den USA hinsichtlich einer Kultur des Scheiterns vorliege, sein könne und deshalb vor allem dort einen solchen Zuspruch erfahre, werfe die Frage nach Vergleichsmöglichkeiten, etwa mit anderen Ländern, auf.

Bernd Wense (Frankfurt am Main) stellte eine vergleichende Analyse unterschiedlicher Gruppen profitorientierter Drogenkleinhändler*innen vor: Straßendealer, Marihuanadealer und Social Dealer. Neben der strafrechtlichen Problematisierung bieten Drogenkleinhändler*innen weitere Ansätze der Problematisierung, insbesondere im Zusammenhang von Raum, Race und Motivation. Gerade hier zeigt sich die Relevanz kritischer Beiträge zum *Racial Profiling*. Den Praktiken des Problematisierens haben sich auch *Verena Keyzers* und *Nils Spieckermann* (Essen) am Beispiel der Stuttgarter Ultras gewidmet. Sie untersuchten die während einer Einlasskontrolle vollzogenen gruppenproduzierenden wie räumlichen Praktiken und Verfahren der Kontrolle. Die Gewaltakte, die als staatliche, gruppenspezifische oder identitätsstiftende Phänomene fungieren können, werfen die Frage nach Konzepten zur Analyse von Problematisierungen sozialer Gruppen auf.

Stephanie Moldenhauer (Paderborn) arbeitete in ihrem Beitrag mit Bezug auf das Konzept der Sozialen Welten/Arenen (Strauss) heraus, dass sowohl Fußballfans als auch Polizei in ihrer jeweiligen sozialen Welt über eine innere Ordnung verfügen, die beim Aufeinandertreffen von Fans und Polizei kollidieren und ab einer bestimmten Konfrontationsanspannung einen Aushandlungsprozess unmöglich machen. Entscheidend hierfür ist, dass Polizei für die Fans zu einem Aktanten im Sinne der Staatsgewalt wird.

Prozesse und Effekte von Problematisierungen betreffen immer auch die Sichtbarkeit. *Albert Scherr* (Freiburg) betonte in seinem Vortrag neben der Heterogenität der sozialen Gruppe der Sinti und Roma, dass Zugehörige aus Angst vor Repressionen häufig nicht sichtbar seien. Historische wie aktuelle Diskriminierungen führten dazu, dass Wissen und Identität der sozialen Gruppe nicht nach außen getragen würden, was zu einer von außen unbeeinflussten Selbstinszenierung führe, auf deren Grundlage Stereotype reproduziert würden, die Sinti und Roma pauschal als Problemgruppe begreife. In der Diskussion wurden die Verwicklungen (gesellschafts)politischer und wissenschaftlicher Anliegen aufgegriffen, die auch im letzten Vortrag zur Repression und Emanzipation der Homosexuellen seit 1850

von *Rüdiger Lautmann* (Bremen) thematisiert wurden. Der Vortrag zeichnete die wissenschaftlich-pathologische Definition homosexueller Männer nach und wie diese zu ihrer Emanzipation beigetragen habe: Die Identitätsbildung als soziale Gruppe, die dann Widerstand gegen die ihr angelasteten Problematisierungen unter anderem durch einen emotionsbasierten Prozess aus Scham, Zorn und Stolz, den Lautmann in Phasen beschrieb. Inwieweit psychologische Konzepte über Identitätswürfe hinaus fruchtbar sind, blieb in der Diskussion offen.

Dörte Negal zog abschließend ein Resümee der zweitägigen Veranstaltung. Die Diskussionspunkte kondensierten an vier Konfliktlinien: (1) dem Verhältnis von Homogenisierungen und Differenzierungen. Kennzeichnend für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit sogenannten Problem- und Risikogruppen sei die Schwierigkeit, Zugehörige einerseits unter Merkmalen zu sozialen Gruppen zusammenzuziehen und andererseits Differenzierungen anzustreben, ohne hierbei Gefahr zu laufen, Kulturalisierungen zu reproduzieren und ein *Othering* über stereotype Zuschreibungen zu unternehmen. (2) das Changieren zwischen Setzungen und Relativierungen, weil Kategorien im Zuge von Problematisierungsprozessen von den Beteiligten Relevanzsetzungen erfahren. Dies betreffe insbesondere die Frage nach den Benennungen der problematisierten Kollektive. Welche Funktion hat ein Etikett für wen? Relevanzproduktionen betreffen auch die Sozialwissenschaften, die Wissen über Problem- und Risikogruppen bereitstellen und selbst zu Akteuren der Problematisierung werden. (3) Es stellt sich die Frage nach Generalisierungen, die mit Nähe- und Distanzverhältnissen zu tun haben und damit, auf welches methodische Repertoire die Forschenden zurückgreifen, welche Verwicklungen sie eingehen und wie sie dies reflexiv bearbeiten. (4) Normalisierungen und Dramatisierungen lassen die forschungsethische Verantwortung zum Politikum in diesem Feld sozialer Probleme und sozialer Kontrolle werden.

Alexandra Jacobi, Dörte Negal

Arbeitskreis Gedächtnis – Erinnern – Vergessen

Tagungsbericht »Musik – Kultur – Gedächtnis« am 8. und 9. März 2018 am Zentrum für Populärkultur und Medien in Freiburg

Musik ist eine wichtige soziokulturelle Ausdrucksform quer durch alle Kulturen. Musik und Gedächtnis sind dabei auf mehrfache Weise verbunden: a) die jeweilige musikalische Darbietung ist gedächtnishaft organisiert, b) musikalische Aufführungen sind jeweils präsentistische Formen mit Vergangenheitsbezügen und c) jedes Musikstück steht in spezifischen (inter-/trans-)kulturellen Traditionen, die von ihm aktualisiert werden. Ausgehend von diesen Annahmen organisierten das Zentrum für Populäre Kultur und Musik und der Arbeitskreis Gedächtnis – Erinnern – Vergessen in der Sektion Wissenssoziologie die gemeinsame Tagung. 14 Referent*innen und die Keynote-Sprecherin Janina Klassen stellten ihre Forschungsergebnisse in einem ausgesprochen interdisziplinären Setting vor.

Nach einer kurzen Einleitung begann die Tagung mit dem Panel »Theorie«, das *Thorsten Benkel* (Passau) mit seinem Vortrag »Einschreibungen. Körper und Gedächtnis – eine musiksoziologische Beobachtung« eröffnete. Er entwickelte auf der Grundlage soziologischer und philosophischer Klassiker das Verhältnis von Körper und Gedächtnis im klassischen Konzert, in dem der Körper des Publikums stumm geschaltet sei, und analysierte die Trennung von Musik und Musikern anhand der sogenannten absoluten Musik. *Timo Fischinger* (Frankfurt am Main) stellte anschließend seine Überlegungen »Zum Verhältnis von Musik, Zeit und Gedächtnis« vor. Ausgehend von philosophischen und psychologischen Befunden greift er den Topos der Musik als Zeitkunst auf und unterfüttert ihn mit wahrnehmungstheoretischen und neurowissenschaftlichen Befunden. Im dritten Vortrag des Panels skizziert *Gerd Sebald* (Erlangen) gedächtnissoziologische Überlegungen, nach denen (soziale) Gedächtnisse als basale Operationen in musikalischen Sinnvollzügen wirken.

Janina Klassen (Freiburg) fragt in ihrer Keynote »Hear Wiesbaden here. Gedanken zu Musik und Gedächtnis« anhand zweier Fallstudien nach der Konstitution von musikalischen Werken, deren Gestalt nicht zuletzt durch Gedächtnisleistungen zu Stande kommt. Zuerst diskutiert sie das anhand der Klanginstallation »Hear Wiesbaden here« des Komponisten Alvin Curran aus dem Jahr 1999. Curran produziert ein lokal verteiltes akustisches Portrait der Stadt Wiesbaden. Damit werden herkömmliche Begriffe des musikalischen Werks in Frage gestellt. Im zweiten Fall rekonstruiert Klas-

sen das Wandern eines musikalischen Motivs durch die Kompositionen von Clara und Robert Schumann sowie Johannes Brahms. Von hier aus stellt sie anhand der Briefwechsel Bezüge zu den persönlichen Verhältnissen der Beteiligten her als auch zu der Rolle, die Werkausgaben in der Herstellung von musikalischen Werken spielen.

Das zweite Panel »Populärkultur und Medien I« begann *Carsten Heinze* (Hamburg) mit »Musikdokumentationen über Jugend- und Musikkulturen im Kontext von Gedächtnis- und Erinnerungsprozessen: Pop und Rock im gegenwärtigen dokumentarfilmischen Diskurs«. Er griff Simon Reynolds' Diagnose einer »Retromania« auf und analysierte diese nostalgische Abkehr von Gegenwart und Zukunft als symbolische Umcodierung der ursprünglichen Bedeutung der dokumentierten Musik. *Cristina Pileggi* (Basel) fokussiert in »Musikvideo-Mashup – Das digitale Palimpsest oder: das Erinnern des Alten im Neuen im Zeitalter der Digitalisierung« eine andere Form von populärkulturellem Vergangenheitsbezug. Das Mashup als »fremdreferentielle Komposition« macht wie ein Palimpsest durch die Erinnerung des Alten Neues erlebbar. Im Anschluss daran beschreiben *Andreas Fischer* und *Daniel Dravenau* (Erlangen) in »Utopie und Regression im Hick-Hop« eine Form des Hip-Hop, die mit maskulin patriotischem Pathos und in expliziter Abgrenzung zum städtischen, schwarzen Hip-Hop einen regressiven popkulturellen Populismus darstellt.

Im Panel »Populärkultur und Medien II« entwickelt *Christofer Jost* (Freiburg) in seinem Vortrag »[...] her life was saved by rock 'n' roll. Selbstthematization, kulturelle Bekenntnisse und der »Erlösungs«-Diskurs in der populären Musik« die These, dass die weiße männliche Rockmusik inzwischen eine hegemoniale Position im musikalischen Diskurs erreicht hat. Diese biographischen Konstruktionen von Erweckungserlebnissen in der musikalischen Sozialisation entwickeln einen Topos der Erlösung durch Rockmusik. *Oliver Dimbath* (Koblenz) diskutiert im Vortrag »Alter Wein in neuen Schläuchen? Gedächtnissoziologische Überlegungen zur Coverversion« die Rolle von Erinnerung und Wiederholung in der Populärmusik. Die Coverversion begreift er als neue Fassung eines technisch reproduzierten Kunstwerks unter Erhaltung wesentlicher Strukturmerkmale. Das Panel beschließt *Gregor Herzfeld* (Basel) mit einem Vortrag zum Thema »Populäre Musik als Medium der Erinnerung bei Charles Ives«. In Ives' Werken finden sich zwei Formen musikalischer Erinnerung, die jeweils anhand von populären Motiven erfolgt: zum einen das autobiographische Erinnern an den Vater und zum anderen Muster kollektiver Erinnerung an den Bürgerkrieg.

Das Panel »Fallstudien« am Freitagmorgen wird eröffnet mit dem Vortrag von *Kathrin Dreckmann* (Düsseldorf) zum Thema »Speichern und Übertragen: Von Medien im Körpergedächtnis«, der technoakustische Medien als Ordnungsdispositive analysiert. Das beginnt mit der phonographischen Ordnungsarbeit, wie sie in kolonialistischen Aufzeichnungspraktiken von Musikkulturen erfolgt, setzt sich fort in der Entwicklung des Rundfunks in der Weimarer Republik und erreicht einen vorläufigen Höhepunkt in der akustischen Disziplinierung der Körper in der NS-Zeit. *Carsten Wergin* (Heidelberg) zeichnet in »Kréol Blouz: Musikalische Erinnerungskultur jenseits des Mainstream« die musikalische Entwicklung im französischen Übersee-Department La Reunion im indischen Ozean nach. Die Besiedlung der Insel mit Europäern und aus Afrika deportierten Sklaven führt zu einer Zweiteilung der musikalischen Kultur auf der Insel: die an französische Traditionen, insbesondere Chansons, angelehnte Sega-Musik und die Maloya-Musik, die von der afrikanisch-stämmigen Bevölkerung im Rahmen von Ahneneremonien gebraucht wurde. *Karen Painter* (Minneapolis) untersuchte in ihrem Vortrag »Music and Memory on Volkstrauertag/Heldengedenktag« die musikalischen Programme an dem Erinnerungstag für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten. Bereits in der Weimarer Republik war die kollektive Trauer durchsetzt mit der Erinnerung an das Opfer der Gefallenen für die nationale Gemeinschaft. Im Nationalsozialismus und nochmal verstärkt nach Beginn des Zweiten Weltkrieges entfielen die Momente der Trauer in den Programmen komplett. Der Volkstrauertag wurde zum Heldengedenktag. *Patrick Reitingers* (Bamberg) Vortrag »Raumbezogene Identität und musikalisches Erinnern. Gemeinsames Gedenken an die Imagination eines vereinten Tirol« beschloss die Tagung. Er stellt seine ethnographischen Beobachtungen des Gesamttiroler Schützenmarsches und das damit verbundene gemeinsame Musizieren von Kapellen aus beiden Teilen Tirols als Beispiel für Identitätspolitik auch mit musikalischen Mitteln vor.

Insgesamt hat die Tagung die Fruchtbarkeit des Gedächtnisansatzes für die Forschungen zu musikalischer (Populär)Kultur einerseits unterstrichen und andererseits ein komplexes und hochinteressantes Feld für die Gedächtnissoziologie erschlossen.

Gerd Sebald

Arbeitskreis Gewalt als Problem der soziologischen Theorie

Workshop »Theorizing Violence« am 9. und 10. März 2018 an der Leibniz-Universität Hannover

Der Workshop des Arbeitskreis Gewalt als Problem der soziologischen Theorie in der Sektion Soziologische Theorie hat sich zum Ziel gesetzt, in Anlehnung an Richard Swedberg Prozesse der Theoriebildung zu diskutieren, die über programmatische Ankündigungen hinaus einen Beitrag zur Klärung von Streitfragen in der Gewaltsoziologie leisten kann. Gemeint sind beispielsweise Erkenntnisse zum »Mikro-Makro-Link« von Situationen und sozialen Ordnungen und dem Zusammenhang von Gewaltbegriff, Methodologie und empirischer Erforschung von Gewalt.

Die Mannigfaltigkeit deutscher Gewalttheorie wurde in Form der Präsentation sozial-theoretischer, interaktionistischer, praxeologischer, phänomenologischer, und situativer Ansätze sichtbar. Die Workshopvorträge machten einerseits den Mehrwert eines Einbezugs empirischer Forschung in die Theoretisierung deutlich. Andererseits hat die Vielzahl unterschiedlicher Forschungsziele Grenzen eines Austausches aufgezeigt.

Mit Blick auf Gewalt in unterschiedlichen Kontexten und Formen, wie Anschlägen in Europa und Afghanistan, sexueller Gewalt in Ägypten und Indien oder in (modernen) Ehen, Folter in Gefängnissen im Irak und China, Aufständen von Jugendlichen in Europa, struktureller Gewalt als Folge von globalem Klimawandel, oder der Analyse von Gewalt in fiktionalen Texten wurde in den Vorträgen das breite Spektrum an Erkenntnisinteressen ersichtlich. Während manche Studien darauf zielen, verschiedene Gewaltformen zu erklären, zu vergleichen oder Bezüge zu anderen Bereichen soziologischer Theorie herzustellen, konzentrieren sich andere auf die detaillierte Beschreibung von Abläufen oder Verfahrensordnungen.

Vor diesem Hintergrund unterstrich eine Einführung von *Andreas Braum* (Bielefeld) die Vielfalt empirischer Forschung sowie den Facettenreichtum konstruktivistischer, subjekt-, handlungs- oder raumtheoretischer Zugänge und diagnostizierte eine aktuelle Dominanz situationistischer Perspektiven, beeinflusst durch die Werke von Randall Collins. Gleichzeitig stellte er heraus, dass jeder Ansatz für sich alleine blinde Flecken birgt und es übergreifenden Theoretisierens bedarf, um eine »theoretische Krise« in diesem Forschungsfeld zu überwinden.

Teresa Koloma Beck (München) kritisierte in einem eröffnenden Beitrag, dass zeitgenössische Positionierungen in den soziologischen Diskussionen

um die Gewalttheorie die Welten des 19. Jahrhunderts reproduzieren. Sie monierte damit den Ausschluss von Geschehnissen, die an den vorgestellten Peripherien der sogenannten Moderne stattfinden und forderte ein Bekenntnis zu pluralen Ontologien. Sie verwies auf die Science and Technology Studies, nach deren Konzeption Gewalt nicht als ein Phänomen *in* der Welt, sondern als ein Erzeugen *von* Welt verstanden wird. Dabei wird den Forschungsmethoden eine zentrale Rolle zuteil, da sie jede Wissensproduktion konditionieren.

Auch *Michaela Christ* (Flensburg) warf in ihrem Beitrag zu »struktureller Gewalt« (Galtung) und »slow violence« (Rob Nixon) zu sozial-ökologischen Ursachen und Folgen der Umweltzerstörungen die Frage des politischen Charakters der Gewaltforschung auf und diskutierte, ob diese der analytischen Forschung und/oder der Skandalisierung von Ungleichheitsverhältnissen dienen kann.

Laura Wolters (Hamburg) hingegen blickte aus der Mikro-Perspektive auf die Gewaltsoziologie. Sie setzte sich mit vergeltenden, züchtigenden und sühnenden Straffeffekten im Vollzug sexueller Gewalt auseinander. Ihre Forschung zeigt, dass insbesondere sühnende Straffeffekte, die auf die Wiederherstellung und Verteidigung einer verletzten Ordnung zielen, in brutaler, exzessiver oder autotelischer Gewalt münden können.

Gesa Lindemann (Oldenburg) plädierte für einen reflexiven Gewaltbegriff, der zu einer leiblich-unmittelbaren Dimension auch kommunikativ-diskursive Indikatoren umfassen sollte, in denen Teilnehmer einen Akt als Gewalt bezeichnen. Am Beispiel, ob bestimmte Aktivitäten im sexuellen Akt in der Ehe als Gewalt oder aber als eheliche Pflicht angesehen werden bzw. wurden, illustrierte sie eine moderne Verfahrensordnung von Gewalt, die sich über die Zeit wandeln kann. Eine solche Ordnung impliziert, dass ein Staat zur Bekämpfung von illegitimer Gewalt herausgefordert werden kann.

Im Rahmen seiner Forschungen zum Thema Folter entwickelte *Frithjof Nungesser* (Graz) ein aufgefächertes Konzept menschlicher Verletzungsoffenheit. Er konzipiert sechs Kanäle der menschlichen Sensibilität, die Möglichkeitsbedingungen für Folter darstellen. Anhand von Abu Ghraib und einem chinesischen Umerziehungslager liefert er einen Beitrag zur Sozialtheorie der menschlichen Verletzbarkeit.

Ferdinand Sutterlüty (Frankfurt am Main) zeigte die Grenzen einer nur auf die Mikro-Perspektive fokussierten Gewaltsoziologie. Er kritisierte mit seinen Ausführungen zu den Problemen situationistischer Gewaltforschung, dass das Augenmerk auf der Gewaltsituation zu einer mechanisch-

reduktionistischen Gewaltanalyse führe, die Struktur-, Disposition-, Intentionalitäts- und Sinnkategorien ausblende.

Die notwendige Erweiterung des situationistischen Ansatzes wurde auch von *Thomas Hoebel* (Hannover) behandelt. Er sprach über die prozesuale Erklärung fortgesetzter Gewalt, und schlug vor, extra-lokale Verstrickungen von Gewaltereignissen in den Blick zu nehmen, um dem Problem des Anwesenheitsbiases situationistischer Gewaltforschung entgegenzuwirken. Die Termini der Verkettung und Verstrickung nutzt Hoebel heuristisch zur Exploration von Gewaltgeschehen.

André Armbruster und *Gregor Bongaerts* (Duisburg-Essen) machten den Vorschlag Filme, Bücher und andere fiktionale Produkte als Basis des Theoretisierens zu nutzen, da sie typisiertes und verdichtetes Wissen von Handlungsbeschreibungen beinhalten. Sie vertraten die These, dass dies einem Datenproblem mikrosoziologischer Forschung entgegenwirken würde.

Der Workshop lässt sich als Beispiel für den eingangs angeführten Beitrag von lesen, dass Methoden der Erkenntnisgewinnung Realitäten produzieren. Kontrovers diskutiert wurde, ob Gewalt nicht ein Problem der Theorie sei, sondern auch ethische Implikationen für die Forschenden offenbare.

Die Debatte machte deutlich, dass es die politischen Implikationen der soziologischen Gewaltforschung mit Blick auf Zielsetzung und Methode zu hinterfragen gilt. Aus theoretischer Perspektive war die Zusammenkunft unterschiedlicher Erkenntnisinteressen und Methoden lohnenswert. So zeigt die aufgeworfene Komplexität und Verschränkung theoretischer, methodischer und ethischer Fragen, dass anstelle einer einheitlichen Gewalttheorie, das Wagnis eingegangen werden sollte, sich diesen schwierigen Fragen im Dialog zu stellen.

Die politischen Implikationen sensibler Forschungsinhalte werden in vergleichbaren Formen auch außerhalb der Gewaltsoziologie diskutiert. Die Spezifik von Gewaltfragen lässt erwarten, dass die Gewaltsoziologie in Zukunft einen wichtigen Beitrag zu soziologischen Theoriendebatten leisten kann.

Katharina Wuropulos, Yannik Porsché

In memoriam Martin Baethge (19. August 1939 – 4. Januar 2018)

Unerwartet und nach kurzer schwerer Krankheit ist Martin Baethge, Professor für Soziologie an der Universität Göttingen, Anfang dieses Jahres im Alter von 78 Jahren verstorben.

Mit ihm verliert die Soziologie in Deutschland einen herausragenden Forscher, Lehrer und öffentlich engagierten Wissenschaftler. Er hat mit seiner Forschung an dem von ihm 1968 mitbegründeten Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) über Jahrzehnte ein gesellschafts- wie sozialtheoretisch fundiertes Verständnis von Bildung, Ausbildung und Erwerbsarbeit geprägt, das sich subdisziplinärem Schubladendenken sperrt und höchsten wissenschaftlichen Standards ebenso wie gesellschaftsdiagnostischer kritischer Aufklärung verpflichtet war. Seine Forschung führte ihn mit Studienaufenthalten, Gastvorträgen und Forschungs Kooperationen, unter anderem unter dem Dach der OECD, immer wieder ins westliche Ausland, aber auch nach Israel und Argentinien, ebenso wie Japan und Russland. Mehrere Generationen von Studierenden und Promovierenden haben ihn an der Universität Göttingen, wo er 1973 bis 2004 als Professor für Soziologie mit den Schwerpunkten Industrie-, Bildungs- und Jugendsoziologie tätig war, als inspirierenden, intellektuell fordernden und auch fördernden Lehrer erlebt. Er hat über Jahrzehnte maßgeblich zum Transfer von Berufsbildungsexpertise in Gesellschaft und Politik beigetragen, 2002 bis 2009 als Mitglied im Beirat des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung und seit 2008 als Mitherausgeber des *Journal for Labour Market Research*, als Initiator und Ko-Autor der nationalen Bildungsberichterstattung wie auch als Mitglied von Expertengremien zur Erarbeitung von Konzepten für eine vergleichende Berufsbildungsberichterstattung auf europäischer und internationaler Ebene. Mit seiner Expertise rückte er jene Gruppen ins Blickfeld von Forschung und Öffentlichkeit, die zu den Verlierern von Bildungsexpansion und einer von kurzfristigen ökonomischen Bedarfen getriebenen Berufsausbildungspolitik gehören. Bis zum Schluss wurde er nicht müde, die damit verbundenen, sozial und gesellschaftlich problematischen Ungleichheitsdynamiken anzuprangern.

Martin Baethges wissenschaftlicher Werdegang ist eng und eigensinnig mit den gesellschaftlichen und politischen Umbrüchen der sechziger Jahre und der Universitätsstadt Göttingen verbunden, die seine Heimatstadt war und blieb. Dem Abitur an einem humanistischen Gymnasium folgte ein

Studium der Soziologie, Pädagogik und Philosophie an der Göttinger Universität, wo er 1968 Assistent bei Hans-Paul Bahrtdt am Institut für Soziologie wurde. Bereits im Studium engagierte er sich bei Rechercheprojekten der hochschulpolitischen Zeitschrift »Politikon«, die Mitte der sechziger Jahre aufdeckten, dass die in den 1920er Jahren weltweit hoch angesehene Georg-August-Universität im sogenannten »Dritten Reich« zu einer »braunen Universität« mutiert war, in der fast alle Fakultäten nationalsozialistischen Ideologien folgten und Vernichtungsfeldzüge gegen Andersdenkende betrieben. Die mit zahlreichen Wegbegleitern mit hohem Einsatz betriebene späte Aufklärung wurde von Teilen der Universität als Nestbeschmutzung wahrgenommen; angedrohte Disziplinarmaßnahmen konnten freilich durch einen liberalen Präsidenten, Professor Walther Zimmerli, ein Schweizer und Theologe, verhindert werden.

Auch die Dissertation, eine Untersuchung zum Verhältnis von Wirtschaftsinteressen und Bildungspolitik am Beispiel der bildungspolitischen Aktivitäten der Spitzenverbände der Unternehmer, geriet zu einem Politikum mit bundesweiter Aufmerksamkeit. Eingereicht bei der Philosophischen Fakultät und von dem Mentor Hans-Paul Bahrtdt mit »summa cum laude« bewertet, wurde sie von dem Zweitgutachter, einem Althistoriker, ohne Offenlegung von Gründen abgelehnt. Das Ansinnen einer Umarbeitung wies Martin Baethge zurück. Er promovierte schließlich 1969 an der Universität Hannover bei den Professoren Peter von Oertzen und Christian von Ferber zum Dr. rer. pol. und publizierte die bis heute bildungssoziologisch einschlägige Arbeit erfolgreich unter dem Titel »Ausbildung und Herrschaft. Unternehmerinteressen in der Bildungspolitik« (Baethge 1970). Nur wenige Jahre später erfolgte der Ruf auf eine Professur für Soziologie an der Göttinger Universität, an der er bis zu seinem Ausscheiden tätig war; weitere Rufe an die Technische Universität Berlin und die Universität Bielefeld lehnte er ab. Die in den frühen Jahren geprägte Haltung, mit theoretisch wie empirisch ambitionierter Sozialforschung nicht nur wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt, sondern immer auch gesellschaftliche Aufklärung zu betreiben und Forschungsergebnisse gradlinig und engagiert auch gegen Widerstände in der eigenen Zunft wie der Öffentlichkeit zu vertreten, kennzeichneten auch weiterhin seine Arbeit.

Produktiver und inspirierender Ort seiner Forschung wurde das Ende der sechziger Jahre mit bedeutenden Wegbegleitern (Hannes Friedrich, Ulf Herlyn, Horst Kern, Martin Osterland und Michael Schumann) aufgebaute Soziologische Forschungsinstitut, das mit theoretisch fundierter empiri-

scher Sozialforschung dem Aufklärungsanspruch einer konflikttheoretisch orientierten kritischen Soziologie folgte. Hier war er von 1975 bis 2006 Direktor und nachfolgend noch Präsident. Intellektuelle Originalität und hohe gesellschaftliche Diagnosefähigkeit wurden zum Markenzeichen zahlreicher hier entstandener arbeits- und bildungssoziologischer Arbeiten, die mit Dienstleistungsbeschäftigung und Tertiarisierung schon früh gesellschaftliche Entwicklungsdynamiken in den Blick genommen haben, die über das fordistische Produktions- und Sozialmodell hinausreichen.

Hatten Horst Kern und Michael Schumann in den 1980er Jahren, empirisch gesättigt und theoretisch verdichtet, Umbrüche industrieller Facharbeit identifiziert, so stellten Martin Baethge und Herbert Oberbeck in ihrer großen Studie zur Zukunft der Angestellten (1986) eine systemische Rationalisierungslogik heraus, die innerbetriebliche Arbeitsstrukturen in neuer Weise mit Marktvorgängen verknüpft und vor allem auch auf Kundenbeziehungen ausgreift. Weitere einflussreiche Arbeiten setzen sich kritisch mit dem Beharrungsvermögen und den sozialstrukturellen Ausgrenzungsrisiken des deutschen Bildungs- und Sozialstaatsgefüge auseinander, das ungeachtet aller Wandel- und Fortschrittsrhetorik an industriegesellschaftlichen Normen orientiert bleibt (siehe unter anderem Baethge 2001). Nicht zuletzt Martin Baethges immer auch sozialisationstheoretisch informierte Studien zum Wandel von Arbeit und Identität stellen bis heute für die Analyse gesellschaftlicher Umbrüche wesentliche Erkenntnisfortschritte bereit. Seine bereits Anfang der 1990er Jahre vorgetragene, hellsichtige sozial- wie gesellschaftstheoretisch gerahmte Diagnose einer zunehmenden normativen Subjektivierung von Arbeit (Baethge 1991) kann rückblickend als Start einer seitdem expandierenden arbeitssoziologischen Subjektivierungsforschung angesehen werden.

Die Gründung des SOFI markierte eine Auslagerung von Sozialforschung aus der Universität, an der im Zuge bürokratischer Hochschulreformen und steigender Studierendenzahlen die Freiräume für Forschung enger wurden. Gleichwohl blieb Martin Baethge ein leidenschaftlicher Hochschullehrer, der soziologisches Denken und Erkenntnisgewinn durch forschendes Lernen jenseits didaktischer Techniken glaubhaft verknüpfte; er vermochte in Seminaren für Anfänger wie Fortgeschrittene Forschungsbegeisterung zu wecken und gesellschaftliche Urteilskraft zu schulen. Als Lehrer wie Forscherkollege war er fordernd und ambitioniert, bekannt für seine klaren Urteile wie auch zuweilen scharfen Debattenbeiträge. Er blieb jedoch mit seinen prägnanten Analysen, seiner hohen Bereitschaft zur Diskussion, seiner intellektuellen Offenheit und einer Orientierung an best-

möglicher kritischer Erkenntnis immer dem oder der Einzelnen wie auch der Gruppe mit Interesse und Wohlwollen zugewandt. Nicht zuletzt wurde in wissenschaftlichen Beiräten und Transferzusammenhängen seine Fähigkeit zu Dialog und Vermittlung geschätzt.

Aus einem religiös geprägten Elternhaus kommend, zeichnete ihn eine protestantische Arbeitshaltung aus, gekennzeichnet nicht nur durch hohe intellektuelle Selbstansprüche, sondern auch durch lange Arbeitstage und wenig Freizeit; eine Haltung, die nicht nur für die Forscherkolleginnen und -kollegen der jüngeren Generation kaum zum Vorbild taugte. Gleichwohl war auch er ein Familienmensch, seiner Frau, seinem Sohn und den Enkelkindern eng verbunden, und für viele langjährige Weggefährten ein verlässlicher Freund; er konnte Kultur, Musik und Wein genießen und war ein charmanter Gesellschafter.

Seine Forschungsarbeit setzte er auch nach dem Ausscheiden aus der Universität unvermindert fort, wie in all den Jahren in einem mit Büchern reich bestückten Arbeitszimmer in der leicht auffälligen Altbauvilla im bürgerlichen Göttinger Ostviertel, in der das SOFI seit Jahrzehnten untergebracht ist. Sein plötzlicher Tod hat ihn aus laufenden Publikationsprojekten und Kooperationen gerissen; noch bis kurz vor dem Jahresende 2017 beteiligte er sich an den Vorbereitungen der nächsten Bildungsberichterstattung. Er wird nicht nur im SOFI, das dieses Jahr das 50jährige Jubiläum begeht, fehlen.

Karin Gottschall

Literatur

- Baethge, M. 1970: *Ausbildung und Herrschaft. Unternehmerinteressen in der Bildungspolitik*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Baethge, M. 1991: *Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit*. *Soziale Welt*, 42. Jg., Heft 1, 6–19.
- Baethge, M. 2001: *Abschied vom Industrialismus*. In M. Baethge, I. Wilkens (Hg.), *Die große Hoffnung für das 21. Jahrhundert? Perspektiven und Strategien für die Entwicklung der Dienstleistungsbeschäftigung*. Opladen: Leske + Budrich, 23–44.
- Baethge, M., Oberbeck, H. 1986: *Zukunft der Angestellten. Neue Technologien und berufliche Perspektiven in Büro und Verwaltung*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

In memoriam Heiner Ganßmann (22. Mai 1944 – 6. April 2018)

Heiner Ganßmann ist einer jener raren Freunde, mit denen man glückliche Momente teilt und die einen als stabile Hintergrundgewissheit durchs Leben begleiten. Alles sträubt sich in mir, über ihn in der Vergangenheitsform zu schreiben.

Das System lässt schön grüßen. Es geht ihm gut. Diesem Satz verdanke ich, dass wir einander kennen. Es war vor 31 Jahren in Berlin. Da gab es einen Theoriarbeitskreis, der sich abends traf, gedacht als eine Art Gegengewicht zur Policy-Orientierung am Wissenschaftszentrum tagsüber. Auf der Suche nach interessanten Diskussionspartnern stieß ich auf den Aufsatz »Krise des Sozialstaats – Krise für wen?« (Ganßmann, Weggler, Wolf 1987), der mit diesem Satz schließt, und damit auf Heiner.

I.

Heiner Ganßmann wurde von Marxscher Theorie früh geprägt und war einer der Jüngeren in jener Generation, die von Marx ausgehend intensiv Staat und Ökonomie fokussierte. Die meisten Arbeiten in jener Zeit argumentierten »strukturalistisch« (wie das damals hieß), Heiner Ganßmann dagegen zählte nie zu den Staatsableitern. Er dachte Handeln und System immer schon in einem Spannungsverhältnis, nicht als Determinationszusammenhang. Dieses vermittelnde Denken findet man bereits in den beiden Bänden »Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Karl Marx und Max Weber« (Bader et al. 1976), bei denen Heiner Ganßmann Co-Autor ist. Es gehörte damals Einiges dazu, sich gegen den Zwang zum Bekenntnis für oder gegen Marx, gegen oder für Weber zu stellen. Aber genau darum gelang dem damals jungen Autorenkollektiv ein bis heute wichtiges Werk. Vor dem Hintergrund der Eigensinnigkeit von Handeln und der Eigenlogik von Systemen ist auch die Einsicht zu verstehen, dass es vielen Leuten schlecht gehen kann, »das System« aber durchaus stabil ist. Heiner Ganßmann hat sich sein ganzes Wissenschaftlerleben lang nicht von Marx' Denken abgewandt, sondern eine eigene Theorieposition entwickelt, die darüber hinausgeht. Aber »ein Stachel bleibt« (Ganßmann 1998). Man kann sagen: Bei Ganßmann ist Marx gut aufgehoben.

Heiner Ganßmann hatte das Glück, unter einem starken Mangel an Dogmatismus zu leiden. Das erklärt sein nachhaltig verärgertes Staunen, mit welcher Selbstsicherheit die Mainstream-Ökonomen groben Unfug anbieten – und dass ihnen das auch noch abgekauft wird. Man kann, so denke ich, in diesem Staunen einen wichtigen Antrieb für seine groß angelegte Theorie des Geldes in gesellschaftstheoretischer Absicht sehen; ebenso wie dies seine polemische Begabung aktivierte und ihn wunderbare Fayencen schaffen ließ. »Der Großvater, der Enkel und die Rentenreform« (Ganßmann 2002) und »Wir sind der Markt« (Ganßmann 2011) zählen zu meinen liebsten.

II.

Im Werk von Heiner Ganßmann geht es zentral um eine soziologische Theorie des Geldes. Und »da fast das ganze soziale Leben am Tropf des Geldes hängt« (Ganßmann 1996: 17), erschließt das Verstehen des Geldes das Verständnis der Gesellschaft. Geld erfasst alle und nötigt alle, eine höchst anspruchsvolle und darum unwahrscheinliche Abstraktionsleistung zu erbringen: Im Zuge des Kaufes wird von allen Eigenschaften der Waren – um deren willen man ja gerade kauft! – abgesehen, um auf der Basis der Geldabstraktion eine Transaktion zu Stande zu bringen. Wie weit diese Abstraktion gehen muss, erkennt man sofort, wenn man die unendliche Vielfalt an Eigenschaften möglicher Kaufobjekte bedenkt. Dennoch wird das Wissen um die Qualitäten des Kaufgegenstandes im Kauf mitgeführt, und die Abstraktion zerfällt sofort nach vollzogenem Kauf. (Ausnahme: Wenn der hohe Preis selbst das Kaufmotiv ist). Man kann sich die Unwahrscheinlichkeit dieser Abstraktion auch an der Zeitdauer klar machen, derer es bedurfte, Geld als Abstraktion einzuüben: Von der Entkoppelung des Geldes vom Materialwert der Geldsymbole, über Geld mit materialer Wertdeckung bis zu dem Bewusstsein, dass Geld das ist, was man im Vertrauen darauf akzeptiert, dass es von anderen als Geld akzeptiert wird und damit seine drei klassischen Funktionen erfüllt – wodurch auch immer dieses Vertrauen stabil gehalten werden mag. Der Umstand, dass alle mit Geld eigeninteressiert handeln, macht die Geldökonomie zu einem bevorzugten Feld für Emergenzen. In diesem Sinn entwickelt Geld Systemeigenschaften und eine Eigenlogik. Dies verbietet es, Geld bloß als »Schleier« aufzufassen, nach dessen Wegziehen die wahre Ökonomie zum Vorschein kommt. Heiner Ganßmanns Argumente kehren sich immer wieder gegen diesen

Grundirrtum der Neoklassik. Sein Buch »Geld und Arbeit« ist ein Schlüsselwerk der Wirtschaftssoziologie. Klaus Kraemer hat da völlig Recht (Kraemer 2017). In »Doing Money. Elementary Monetary Theory from a Sociological Standpoint« (2012) hat Heiner Ganßmann seinen Ansatz unter dem Eindruck der internationalen Finanzkrise 2008 ff. weiter ausgearbeitet. Es geht ihm hier, so sagt er selbst, um den »Versuch, in kritischer Auseinandersetzung mit ökonomischen und soziologischen Geldtheorien die minimalen Voraussetzungen und Bausteine für das Geldverständnis darzulegen«. ¹ Auch ein Schlüsselwerk.

Geld ist – weil ja fast alles nach ihm drängt und an ihm hängt – eine gesellschaftliche Grundgegebenheit, und darum tritt die soziologische Theorie des Geldes bei Heiner Ganßmann mit dem Anspruch auf, Grundlegung von Gesellschaftstheorie zu sein. Dass in einer derartigen Theorie der Gesellschaft das ökonomische System als eine Art Leitsystem auftritt, ist keinem Bias der Theorie geschuldet, sondern liegt in der Sache selbst. Programmatisch und prägnant formuliert findet man das in seinem Aufsatz »Wirtschaftssoziologie und ökonomische Theorie« (Ganßmann 2009b). Mit dem Argument, dass man mit Geld die Arbeitskraft anderer kaufen kann, kommen Macht und Konflikt auf dem Arbeitsmarkt ins Spiel. Da Anbieter von Arbeitskraft dringlicher auf Nachfrage angewiesen sind als Nachfrager auf das Angebot, ergibt sich ein Machtgefälle zu Lasten der Arbeitskräfte. Dieses Gefälle kann durch Sozialpolitik abgeschwächt werden, was wiederum dazu führt, dass Sozialpolitik zum Gegenstand von Dauerkonflikten wird.

III.

In der Mitte der 80er Jahre fand man in der Sozialpolitikdiskussion diese Konstellation vor: Angesichts der Expansion atypischer Beschäftigungsverhältnisse zeitgleich einerseits Kritik an der Anbindung von Sozialpolitik an das Normalarbeitsverhältnis und andererseits Sozialabbautendenzen. Der Schwerpunkt von Heiner Ganßmanns sozialpolitischen Arbeiten lag deutlich bei der Analyse und Kritik letzterer. Zukunftsbilder einer von Lohnarbeit angekoppelten verallgemeinerten sozialen Sicherheit hielt er vielleicht für wünschenswert, ziemlich sicher aber für illusorisch. Es mag sein, dass seine Ansichten dazu etwas zu stark mit einem generalisierten Verschlechterungsverdacht grundiert waren – im Ergebnis jedenfalls hat er

1 <https://heinerganssmann.wordpress.com>

Recht behalten: Alles in allem wurden seitdem in den meisten Wohlfahrtsstaaten Europas die Leistungsniveaus abgesenkt und die Anbindung an abhängige Erwerbstätigkeit wurde beibehalten oder eher noch strikter.

Das Werk von Heiner Ganßmann durchzieht kein ungebrochener Optimismus. Er vertraute zwar auf das sorgfältige theoretische Argument (What else can a poor boy do?), traute ihm aber praktisch nicht allzu viel zu. Denn er schätzte die Dominanz des Dreiklangs aus systemischem Eigensinn der kapitalistischen Ökonomie, von disziplinärem Selbstbewusstsein abgesicherter Lernschwäche der Neoklassiker und durchsetzungsstarken wirtschaftlichen Interessen sehr realistisch ein. Darum erwartete er auch von größerem gesellschaftlichem Wandel für die soziale Sicherheit nicht viel Gutes. Zum Ausdruck kommt dies unter anderem in dem Aufsatz »Sind soziale Rechte universalisierbar?«, in seinem Lehrbuch »Politische Ökonomie des Sozialstaats« und in seiner Skepsis bezüglich der Entwicklungschancen von Sozialpolitik auf der EU-Ebene (Ganßmann 1993; 2009a; 2010).

Heiner Ganßmann war stark von seiner Zeit an der New School in New York geprägt, wissenschaftlich und auch darüber hinaus. Wissenschaftlich blieb ihm das Fremdeln mit dem Kapitalismus-Begriff immer fremd. Darüber hinaus konnte man NYC in einer wichtigen Facette seines vielfältigen Musikgeschmacks spüren. Es gibt eine Version von »Walk on the Wild Side«, mit einem endlos langen Intro, und Lou Reed, statt mit seinem Text zu beginnen, knurrt seine Band an: *If you show any emotion I'll fire you*. Heiner fand das cool und komisch und konnte es immer wieder hören. Noch dazu ist das Intro der Hammer.

Heiner konnte ausgezeichnet Schifahren. Ich hab mir sagen lassen, dass er auch ein exzellenter Tennisspieler war. Aber davon versteh ich nichts. Wir waren oft miteinander Schifahren. Beim Schifahren kann man entweder den Körperschwerpunkt über der Schibindung und damit zentral über der Fläche halten, welche die Schi am Boden bilden; also ein Dreieck, wenn man Pflugbogen fährt, eine Art Rechteck bei vorsichtigen Parallelschwüngen. So kann man Schifahren. Aber nicht wirklich. Oder man sucht ein Gleichgewicht zwischen Flichkraft und dem Gegendruck, den man auf der Piste durch Kanteneinsatz, im Tiefschnee durch den Schneestau unter den Schi erzeugt. Heiner beherrschte das. Pisten fand er OK, je nachdem, Tiefschnee war ihm lieber, gerne zwischen Bäumen, sehr gerne auch im sehr steilen Gelände. Ich sehe ihn neben mir. Das ist die Grenze des Beschreibbaren.

Am frühen Nachmittag saßen wir dann vor der »Kaibling Alm« am Hauser Kaibling (Oberes Ennstal, bei Schladming) und redeten über einen Satz von Keith Richards, den ich irgendwo aufgeschnappt hatte: *You know, it's all about timing*. Das waren solche Momente.

Georg Vobruba

Literatur

- Bader, V.M., Berger, J., Ganßmann, H., Knesebeck, J. v. d. 1976: Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Karl Marx und Max Weber, 2 Bände, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Ganßmann, H. 1993: Sind soziale Rechte universalisierbar? Zeitschrift für Soziologie, 22. Jg., Heft 5, 385–394.
- Ganßmann, H. 1996: Geld und Arbeit. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Ganßmann, H. 1998: Ein Stachel bleibt. Das »Kommunistische Manifest«, die »materialistische Geschichtsauffassung« und die Soziologie. Berliner Journal für Soziologie, 8. Jg., 317–327.
- Ganßmann, H. 2002: Der Großvater, sein Enkel und die Rentenreform. In G. Burkhart, J. Wolf (Hg.), Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen, Opladen: Leske+Budrich, 275–285.
- Ganßmann, H. 2009a: Politische Ökonomie des Sozialstaats. 2., überarbeitete Auflage, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ganßmann, H. 2009b: Wirtschaftssoziologie und ökonomische Theorie. In J. Beckert, Ch. Deutschmann (Hg.), Wirtschaftssoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 49, 158–175.
- Ganßmann, H. 2010: Soziale Sicherheit durch die EU? In M. Eig Müller, S. Mau (Hg.), Gesellschaftstheorie und Europapolitik. Wiesbaden: VS, 329–352.
- Ganßmann, H. 2011: Wir sind der Markt. Le Monde diplomatique, 14. Oktober 2011, monde-diplomatique.de/artikel/1231424, letzter Aufruf 6. Mai 2018.
- Ganßmann, H. 2012: Doing Money. Elementary Monetary Theory from a Sociological Standpoint. Milton Park: Routledge.
- Ganßmann, H., Weggler, R., Wolf, M. 1987: Krise des Sozialstaats – Krise für wen? Prokla 67, Berlin: Rotbuch, 135–152.
- Kraemer, K. 2017: Heiner Ganßmann: Geld und Arbeit. In K. Kraemer, F. Brugger (Hg.), Schlüsselwerke der Wirtschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 309–318.

In memoriam Stephan Leibfried (1. Februar 1944 – 28. März 2018)

Völlig unvorhergesehen riss der Tod Stephan Leibfried aus Arbeitszusammenhängen und Freundesnetzwerken heraus. Viel beachtet wurde der Abschiedsgottesdienst von ihm – an dem kein Geringerer als Kardinal Reinhard Marx sprach. Zahl- und substanzreich sind die bereits vorliegenden Nachrufe, die den sozialpolitischen Werdegang von Leibfried dokumentieren und würdigen.¹ Stephan Leibfried hat uns selten, aber wenigstens einmal Einblick in seine Innenansicht gegeben (Leibfried 2009). Ich nehme mir die Freiheit, als Angehöriger desselben Jahrgangs die Frühphase von Stephan Leibfrieds universitärer Tätigkeit zu beleuchten, die starke Spuren in seiner späteren wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Tätigkeit hinterließ. Dabei lasse dabei zuweilen persönlichere Erfahrungen einfließen, als sie normalerweise zu akademischen Würdigungen gehören.

Stephan Leibfried hat in mehrfacher – und vieldimensionaler – Weise Grenzen überschritten. 1. *Geographisch*: Von 1958 bis 1963 verbrachte er ein halbes Jahrzehnt seiner Schulbildung in den USA,² was ihm zeitlebens neben der Zweisprachigkeit vielgestaltige ausländische Vernetzungen und Forschungsaufenthalte eintrug. 2. *Disziplinär*: Er pendelte als Student zwischen Rechtswissenschaft und Politikwissenschaft: Von 1964 bis 1965 studierte er an der FU Berlin Politikwissenschaft, daneben Recht, von 1965 bis 1969 ebenda Recht, daneben Politikwissenschaft. Er absolvierte in Berlin das Erste (1969) und das Zweite (1974) Juristische Staatsexamen, promovierte 1972 mit einer Dissertation zum Dr. rer. pol. an der Uni Bremen.³ Er variierte in der Assistentenzeit (1969–1974) souverän zwischen beiden Fachdisziplinen und hielt auch in seiner späteren Forschungs- und Lehrpraxis Disziplingrenzen durchweg nicht ein. 1974 Professor für Sozialpolitik und Sozialverwaltung an der Universität Bremen zu werden, ent-

1 Nachrufe wurden publiziert von Soziopolis, von der DVPW, vom Berliner Journal für Soziologie, von Kolleg/inn/en, Sprechern, Vorständen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von SOCIUM, BIGSSS, SFB 1342 sowie des ehemaligen Zentrums für Sozialpolitik ZeS und der ehemaligen SFBs 186 und 597 sowie von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und vom Weserkurier.

2 1958–1959 Oak Ridge Senior High School, Oak Ridge, Tennessee; 1961–1963 University of Tennessee, Knoxville, College of Liberal Arts.

3 Thema der Dissertation: »Bedingungen, Grenzen und ideologische Bedeutung von Planungsmechanismen im Wohlfahrtsstaat«.

sprach der Pluridisziplinarität. 3. *Institutionell*: Stephan Leibfried bewegte sich mit seinen spezifischen Forschungs- und Lehrinteressen nie nur *innerhalb* von akademischen Institutionen, sondern versuchte, dieses Institutionengefüge stets selbst mit zu bewegen. Er beteiligte sich an der Ausgestaltung der neuen Universität in Bremen und am Aufbau interdisziplinärer Forschungsschwerpunkte, Sonderforschungsbereiche, Förderprogramme, Zentren und Kollegs. Er kommentierte den Wissenschafts-, Forschungs- und Exzellenzbetrieb selbst kritisch und suchte ihn verändernd zu gestalten. 4. *Alltäglich*: Auch in seiner Lebensweise, seinem alltäglichen »Habitus«, überschritt Stephan Leibfried durchaus Grenzen (was manchmal auch ambivalente Reaktionen hervorrief): Zuhause war er zuweilen »bei der Arbeit« und umgekehrt; er konnte Jemanden zu höchst ungewöhnlichen Zeiten aufsuchen oder anrufen, war seinerseits »immer ansprechbar«. Er war einer der ersten, die bereits in den 1970er/1980er-Jahren quer über Kontinente Texte, Anmerkungen, Faxe verschickten, und konnte damit damals schon (was heute per Internet alltäglich ist) über große Distanz präsent bleiben.

Kennengelernt habe ich Stephan Leibfried als »kritischen Juristen«. Bereits im ersten Heft der 1968 gegründeten Zeitschrift »Kritische Justiz« (deren Mitredakteur ich seit 1971 war) publizierte er einen Aufsatz zum politischen Mandat der Studentenschaft – parallel zu seinen universitäts- und wissenschaftskritischen Schriften (Leibfried 1967; 1968a; 1968b). Beiträge zur sozialistischen Rechtstheorie, zur materialistischen Kritik der Verwaltungsbildung und zu Arbeitsrecht und Sozialpolitik folgten (Leibfried 1970; Leibfried, Hirsch 1970; Leibfried, von Brünneck 1971; Leibfried, von Brünneck, Haupt 1971). Dort kritisierte er durchweg auf kapitalismuskritischer materialistischer Basis die herrschende Rechtspraxis von Juristen und deutete emanzipatorische Alternativen an. Kritischer Jurist zu werden und zu bleiben, hätte ein möglicher Entwicklungspfad von Stephan Leibfried werden können.

Mit der Professur in Bremen begann aber Stephan Leibfrieds Übergang zur Sozialpolitik. Eine zentrale Rolle spielt der 1978 eingerichtete universitätsinterne Forschungsschwerpunkt »Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik«. Aus diesem gingen später das Zentrum für Sozialpolitik (ZeS) sowie – unmittelbar oder mittelbar – die Initiativen zu den ersten Bremer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Sonderforschungsbereichen der DFG, nämlich des SFB 186 »Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf« (1988–2001) und des SFB 597 »Staatlichkeit im Wandel« (TranState) (2003–2014) hervor. Gegenüber der späteren staatsanalytischen

Arbeit von Stephan Leibfried hatte dieser Forschungsschwerpunkt zwei Besonderheiten. Er galt markant auch den gesellschaftlichen Bewegungen, die Sozialpolitik hervorriefen und zu ihr beitrugen. Und zahlreiche Teilprojekte des Forschungsschwerpunkts thematisierten mit Arbeit auch die Arbeiterbewegung als wichtige soziale Bewegung. Zur Begründung des Forschungsprogramms hatte eine fünfköpfige Initiatorengruppe⁴ ein Strukturpapier zu dem Dach für 16 Einzelprojekte entwickelt (Geissler et al. 1979). Bereits der Titel des Forschungsschwerpunkts bezeichnete paradigmatische Zugänge – aber auch Spannungen zwischen ihnen. Der Begriff der »Reproduktion« entstammte der marxistischen Politischen Ökonomie – er bezog sich auf die Erhaltung der marktvermittelten »kommodifizierten« Ware Arbeitskraft. In den »Risiken« steckte das dann von Ulrich Beck ausformulierte Paradigma der Ungewissheit – hier bezogen auf die Reproduktion der Arbeitskraft. »Soziale Bewegungen« wurden als notwendiges Bindeglied zwischen Perzeption von Reproduktionsrisiken und ihrer Bewältigung, »Sozialpolitik« als eben die Politik der (staatlichen oder öffentlich-privaten) Bewältigung der geltend gemachten Reproduktionsrisiken verstanden. In dem Ansatz war die Annahme enthalten, dass Sozialpolitik zur Bewältigung von Reproduktionsrisiken, wenn überhaupt staatlicherseits unternommen, durch soziale Bewegungen hervorgerufen, »erzwungen«, werden muss.

Die Annahme einer zwangsläufigen Anbindung von Sozialpolitik an soziale Bewegungen entsprach der damaligen politischen Kultur, wurde aber von Stephan Leibfried so allgemein nicht geteilt. Er hielt sie bei »Arbeiterpolitik« für möglich, nicht aber bei »Armutspolitik« – und reklamierte für letztere eine größere Autonomie des Staates. In der Arbeit des Forschungsschwerpunkts »Reproduktionsrisiken«⁵ wurde die geschilderte Annahme zwar aufrechterhalten – auch weil zahlreiche der darin vereinten Projekte auf Erwerbsarbeit und ihren Wandel konzentriert waren. Jedoch hat Leibfried in weiteren Forschungsinitiativen den Akzent viel mehr auf den Staat als auch soziale Bewegungen gelegt – etwa beim SFB 597 »Staatlichkeit im Wandel« oder bei der bildhaften Darstellung des Staates als »Schiff«.

4 Ihr gehörten neben Stephan Leibfried die Soziologin Birgit Geissler, der Verwaltungswissenschaftler und -rechtler Rolf-Richard Grauhan, der Sozialpädagoge Christian Marzahn und ich als Rechts- und Politikwissenschaftler an.

5 Am besten dokumentiert in Forschungsschwerpunkt Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik (1985).

Stephan Leibfried ist auf den Gebieten der nationalen und vergleichenden Armutsforschung wie auch der europäischen Sozialpolitikforschung unbestritten wie kaum ein anderer ausgewiesen. Diese Verdienste sind gut dokumentiert⁶ und wurden jetzt vielfach in Erinnerung gerufen. Ohne diese zu replizieren, möchte ich gern zwei persönliche Aspekte hinzufügen, die Fragen aufwerfen. Beide erscheinen nämlich als meta-rationale »Inseln« in Leibfrieds rational geprägter Persönlichkeit und Tätigkeit und entfalten doch möglicherweise im Kontext seiner sozialpolitischen Anliegen Sinn.

Eine metaphorisch-ästhetische Seite: Stephan Leibfried bediente sich – so zahlreich und eloquent seine wissenschaftlichen Publikationen zur Transformation des Staates waren – zunehmend der ikonographischen Darstellung des Staates – also einer medial-ästhetischen Darstellungsform zusätzlich zur verbalen. Dabei paraphrasierte er – anhand zeitgenössischer Stiche, Zeichnungen, Malereien, Fresken etc. – den Staat als »Staatsschiff«, auch transzendiert als »Kirchenschiff« oder als »Narrenschiff« (Leibfried, Winter 2017). Der Seegang als Symbol gegenwärtiger Risikolagen, Windflaute oder Sturm als paradox gleichzeitige Hindernisse von voller Fahrt, die Ratlosigkeit und Vielstimmigkeit der Steuerleute, die Hoffnung auf verlässliche Lotsen – das waren Metaphern für Bedingungen des Gelingens oder Misslingens staatlicher Politiken, die mehr und anders ansprachen als Texte und Argumente. In gewisser Weise war der Rekurs auf Bildhaftigkeit Leibfrieds Reaktion auf die Dominanz der Mediengesellschaft – war sie vielleicht verbunden mit wachsendem Zweifel an der »Strahlkraft« bloß verbal-diskursiver Argumentation?

Eine spirituelle Seite: Sie wurde mir (und anderen) offenkundig, als Stephan Leibfried am 11. April 2018 mit einem »Requiem für Stephan Leibfried« – wie eingangs erwähnt, vom Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz zelebriert – in der Kirche St. Johann in Bremen geehrt wurde. Leibfried beriet bekanntlich die katholische Bischofskonferenz – und Kardinal Marx schon in seiner Zeit als Weihbischof von Paderborn – bei ihren sozialpolitischen Orientierungen. Weniger bekannt war, dass er mütterlicherseits der katholischen Kirche angehörte und dass er sein Leben lang eine spirituelle Seite bewahrte.⁷ Gewiss kann man diese spirituelle Seite ein Stück weit »rational« zu erklären versuchen. Zwischen katholischer, überhaupt christlicher und jüdischer Soziallehre und den Postulaten einer So-

6 Siehe www.socium.uni-bremen.de/ueber-das-socium/mitglieder/stephan-leibfried

7 Dies wurde behutsam essayistisch abgehandelt von seiner Lebensgefährtin Susan M. Gaines (2010).

zialpolitik, für die Stephan Leibfried stand, bestehen konzeptionelle Querverbindungen – etwa in der »proaktiven« Lesart des Subsidiaritätsprinzips, die Staaten und Europa nicht zu Passivität, sondern zu aktiver Förderung der Selbsthilfefähigkeit hilfsbedürftiger Personen, Familien und Institutionen auffordert und verpflichtet. Aber könnte sich in der Neigung zur Religiosität nicht auch Leibfrieds Erfahrung niedergeschlagen haben, dass es gesellschaftlich-kulturelle Bedingungen einer gelingenden Sozialpolitik gibt, die nicht interessen- und zweckrational erschließ- und förderbar sind? Bedürfen vielleicht bestimmte vor- oder extrarationale Werte – wie gegenseitige Anerkennung, Respekt und Solidarität – auch einer fördernden spirituellen Gemeinsamkeit, um zu gesellschaftlichem Zusammenhalt beizutragen?

Mit Stephan Leibfried ist ein praktisch engagierter Wissenschaftler, ein klarsichtiger und gegen Ignoranz und Autoritätsanmaßung kritischer Zeitgenosse und ein verlässlicher Kollege und Freund von uns gegangen. Sein Wissenschaftshandeln zielte auf emanzipatorische Praxis im akademischen Bereich und der übrigen Gesellschaft. Er stand wissenschaftlich und lebenspraktisch auf Seiten der Unterdrückten und Mittellosen. Er beriet und unterstützte mit Energie und langem Atem Freunde und Mitstreiter, aber auch Mitarbeiter/innen ungeachtet ihres »Status«. Sein Andenken verpflichtet uns, in seinem Sinne weiter zu denken und zu handeln.

Ulrich Mückenberger

Literatur

- Forschungsschwerpunkt Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik (Hg.) 1985: Ergebnisbericht vom 15. März 1985. Arbeitspapiere des Forschungsschwerpunktes Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik Nr. 48, Bremen.
- Gaines, S.M. 2010: Nuance, Metaphor, and Molecules: The Book Cover That Never Was. *The Gettysburg Review*, Summer 2010, 191–202.
- Geissler, B., Grauhan, R.-R., Leibfried, S., Marzahn, Ch., Mückenberger, U. 1979: Forschungsschwerpunkt »Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik«, Bremen: Ms.
- Leibfried, S. (Hg.) 1967: *Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule*, Köln: Pahl-Rugenstein.
- Leibfried, S. 1968a: »Wissenschaftsprozess und politische Öffentlichkeit«. *Kritische Justiz*, 1. Jg., Heft 1, 29–45.

- Leibfried, S. 1968b: Die angepasste Universität. Zur Situation der Hochschulen in der Bundesrepublik und den USA. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.
- Leibfried, S. 1970: Besprechung von Peter Lerche, Verfassungsrechtliche Zentralfragen des Arbeitskampfes (1968) und Hans-Ulrich Evers, Arbeitskampffreiheit, Neutralität, Waffengleichheit und Aussperrung (1969). *Kritische Justiz*, 3. Jg., Heft 2, 248–252.
- Leibfried, S. 2009: Blick zurück nach vorn – oder: Zur Reflexivität der Kritik der Moderne. *ZeS report*, 14. Jg., Nr. 1, 1–5.
- Leibfried, S., Hirsch, J. 1970: Trend der Verwaltungsausbildung. *Kritische Justiz*, 3. Jg., Heft 4, 415–442.
- Leibfried, S., von Brünneck, A. 1971: Kann das Postulat des Klassenkampfes den Verzicht auf sozialistische Rechtstheorie legitimieren? *Kritische Justiz*, 4. Jg., Heft 1, 89–95.
- Leibfried, S., von Brünneck, A., Haupt, G. 1971: Besprechung von Hans-Hermann Hartwich, Sozialstaatspostulat und gesellschaftlicher Status quo (1970). *Kritische Justiz*, 4. Jg., Heft 1, 124–130.
- Leibfried, S., Winter, W. (Hg.) 2017: *Eingerollte Segel und volle Fahrt. Kirchen- und Staatsschiffe im Medienkrieg der Reformationszeit*, Bremen: SOWAS digital.art.work.

In memoriam Mechtild Oechsle (20. Februar 1951 – 12. März 2018)

Am 12. März 2018 verstarb Prof. Dr. Mechtild Oechsle, emeritierte Professorin für Sozialwissenschaften, im Alter von 67 Jahren in Bremen. Mit ihren zahlreichen empirischen und konzeptuellen Beiträgen hat sie die Soziologie, insbesondere die sozialwissenschaftlichen Gender Studies, maßgeblich geprägt. Ihr Werk ist von theoretischer Kreativität ebenso geprägt wie von einer Vielfalt der Perspektiven auf Frauen und Männer in Beruf und Familie, in Organisationen und alltäglicher Lebensführung, sowie ihre Leitbilder und Praxen. Ihre Forschungsschwerpunkte lagen in der Geschlechtersoziologie, der Arbeits-, Berufs- und Jugendsoziologie sowie in Bildungssoziologie und Politischer Bildung.

Mechtild Oechsle studierte Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Nach ihrem Lehramtsstudium entschied sie sich für eine wissenschaftliche Laufbahn und promovierte 1986 bei Hans-Joachim Krüger in Gießen zum Thema »Der ökologische Naturalismus: Zum Verhältnis von Natur und Gesellschaft im ökologischen Diskurs« (Oechsle 1988). 1981 bis 1993 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Assistentin an der Universität Bremen, unter anderem in dem von Birgit Geissler geleiteten Projekt »Lebensplanung junger Frauen«. Zusammen mit Birgit Geissler und anderen Autor*innen publizierte sie Aufsätze, Monografien und Arbeitspapiere zur Lebensplanung junger Frauen (Geissler, Oechsle 1990).

Die »Verknüpfung von gesellschaftlichem Wandel und Lebensführung« (Oechsle 2015: 32) blieb das zentrale Forschungsthema von Mechtild Oechsle. 1992 erhielt sie ein Habilitationsstipendium im Graduiertenkolleg »Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel« der Universitäten Bielefeld, Bochum, Dortmund und Essen. 1994 wurde Mechtild Oechsle auf die Professur für »Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Berufsorientierung und Arbeitswelt/Geschlechterverhältnisse« an die Universität Bielefeld berufen, die sie bis zu ihrer Emeritierung im Jahr 2014 innehatte. 2002 war sie Gastprofessorin am Institut für Soziologie der Universität Wien.

An der Universität Bielefeld beteiligte sich Mechtild Oechsle maßgeblich am Aufbau und der Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechtersoziologie in Forschung und Lehre, insbesondere im Rahmen des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF; heute IZG), dessen Arbeit sie von 1994 bis 2009 als Vorstandsmitglied begleitete.

Von 1996 bis 1999 wirkte sie als Professorin am Graduiertenkolleg »Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel«. Dabei entwickelte sie die von Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller geschaffenen Strukturen weiter und setzte eigene Impulse. Für das virtuelle Lehrangebot VINGS (Virtual International Gender Studies) erstellte sie 2002 das Modul »Modernisierung von Identitäten und Lebensformen«. Während ihrer Zeit als Studiendekanin der Fakultät für Soziologie (2004–2007) entwickelte sie mit einer interdisziplinären Arbeitsgruppe den MA-Studiengang »Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung«. Außerhalb der Universität Bielefeld engagierte sie sich in verschiedenen Fachgesellschaften und Beiräten, unter anderem als Sektionsrätin der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (2001–2004), in der Fachgesellschaft Gender Studies sowie im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung Nordrhein-Westfalen. Sie war im wissenschaftlichen Beirat verschiedener Zeitschriften (»Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft« und »Zeitschrift für Familienforschung«) und des Deutschen Jugendinstituts in München sowie im Fachbeirat des Studienwerks der Heinrich-Böll-Stiftung. Als Mitherausgeberin der Reihe »Geschlecht und Gesellschaft« im Verlag Springer VS wirkte sie an der Veröffentlichung wissenschaftlicher Beiträge aus der Frauen- und Geschlechterforschung mit.

Die Forschung von Mechtild Oechsle zeichnet sich durch eine große Bandbreite an Themen aus, die von der Frage nach den Konsequenzen des sozialen Wandels auf der Handlungsebene der Individuen zusammengehalten werden. Ihr Ziel war es stets, »Sichtweisen, Deutungen und Handlungsstrategien der Gesellschaftsmitglieder zu rekonstruieren und im Kontext sozialen Wandels zu analysieren« (Oechsle 2015: 32). Dabei richtete sie ihren Blick auch auf berufliche Orientierungsprozesse, die Berufsfindung und Lebensplanung junger Menschen sowie auf die Orientierungen von Personen, die sie dabei begleiten. In einer Langzeitperspektive erforschte Mechtild Oechsle die Berufsorientierung und Lebensplanung von Schüler*innen in der Sekundarstufe II, nach dem Abitur und im Studium (2001–2003; 2005–2006) sowie die subjektiven Theorien von Studierenden und Lehrenden »zwischen Praxisbezug, Employability und Professionalisierung« (2009–2011).

In der letzten Dekade ihres Wirkens wandte sich Mechtild Oechsle verstärkt dem Wandel der Geschlechterverhältnisse auf der Ebene individueller Orientierungen und Handlungsstrategien zu. In ihrer zusammen mit Karin Jurczyk organisierten interdisziplinären Tagung »Das Private neu denken – Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen« (2006) nimmt sie die Thematisierung

von Privatheit in den Blick. In der mit Ursula Müller organisierten interdisziplinären Tagung »Fatherhood in Late Modernity« (2007) führte sie Forschungen zu kulturellen Leitbildern und Repräsentationen, Handlungspraktiken, Handlungszwängen und -chancen im Kontext von Arbeitsorganisationen und gewandelten Geschlechterkonzeptionen zusammen. In ihrem letzten großen Forschungsprojekt untersuchte sie selbst, zusammen mit Sandra Beaufäys, Thordis Reimer und Annette von Alemann, im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereichs 882 »Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten« die Lebensführung von Vätern zwischen Beruf und Familie. In diesem Projekt erweitert sie ihre theoretische Perspektive, indem sie neben Geschlechterverhältnissen und gesellschaftlichem Wandel auch die Ungleichheitsrelevanz von Lebenszielen und alltäglicher Lebensführung sowie Arbeitsorganisationen als Generatoren sozialer Ungleichheit einbezieht.

In diesem Forschungsprojekt zeigt sich die theoretische Offenheit und Kreativität von Mechtild Oechsle besonders. Ausgehend vom »Capability«-Ansatz von Amartya Sen orientiert sie sich an dessen pragmatistischer Weiterentwicklung durch Bénédicte Zimmermann, der Theorie sozialer Praktiken von Andreas Reckwitz und der Strukturierungstheorie von Anthony Giddens, um das väterliche Handeln handlungstheoretisch zu erklären. Dem »Capability«-Ansatz in seiner geschlechtersozziologischen Weiterentwicklung durch Barbara Hobson folgend, entwirft sie ein umfassendes Modell von »constraints« und »capabilities«, die sich aus Arbeitsorganisationen und privater Lebensführung von Vätern ergeben, und spürt damit neuen Ungleichheitsverhältnissen unter Männern nach (von Alemann, Beaufäys, Oechsle 2017). Für die Väter konstatiert sie »Handlungskrisen« (Oechsle, Reimer 2016), die nicht nur aus der Ungleichzeitigkeit von Leitbildern und Institutionen, sondern auch aus widersprüchlichen institutionellen Anreizen und Inkonsistenzen zwischen formalen Programmen und impliziten Erwartungen in Organisationen entstehen (Oechsle, Beaufäys 2017). Dabei nimmt Mechtild Oechsle nicht nur das Beharrungsvermögen, sondern auch die Offenheit und Veränderbarkeit sozialer Praktiken wahr. Die Befunde aus dem »Väterprojekt« wurden auch international anerkannt. Mechtild Oechsle beteiligte sich an einem intensiven Austausch mit Forschenden aus aller Welt, den sie durch die Organisation einer Tagung am Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung zusammen mit Brigitte Liebig (2015) weiter förderte.

Mechtild Oechsle hat mit vielen Kolleg*innen in verschiedenen Formen zusammengearbeitet und wurde als Mensch und Kollegin sehr geschätzt. Sie war offen gegenüber anderen Perspektiven, verbindlich im

Umgang und verlässlich in der Zusammenarbeit. Durch ihren wertschätzenden, persönlichen Umgang mit Mitarbeiter*innen und Kolleg*innen ergaben sich mit der Zeit viele persönliche Freundschaften.

Das Werk von Mechthild Oechsle hat wichtige Impulse in die soziologische Forschung an den Schnittstellen von Erwerbsarbeit und Familie, Beruf und Privatleben, (Aus-)Bildung und Beruf sowie Organisation und Geschlecht eingebracht. Ihr Beitrag zeichnet sich durch eine besondere Kreativität aus, mit der sie empirische Erkenntnisse theoretisch ausgedeutet und dabei gesellschaftliche Entwicklungen und individuelles Handeln verknüpft hat. Ihr zentrales Forschungsinteresse galt der »handlungstheoretisch zu fassende[n] Analyse sozialen Wandels auf der Ebene alltäglicher Lebensführung und biographischen Handelns« (Oechsle 2015: 32). Dieses Thema faszinierte sie von Anfang an und führte sie zu wichtigen Erkenntnissen zur Modernisierung weiblicher und männlicher Lebensläufe, zur Lebensplanung und zur Balancierung von Arbeits-, Familien- und Lebenszeit.

Annette von Alemann

Literatur

- Geissler, B., Oechsle, M. 1990: Lebensplanung als Ressource im Individualisierungsprozeß. Arbeitspapier 10. Sonderforschungsbereich 186 »Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf«. Universität Bremen.
- Oechsle, M. 1988: Der ökologische Naturalismus. Zum Verhältnis von Natur und Gesellschaft im ökologischen Diskurs. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Oechsle, M. 2015: Lebensführung und gesellschaftlicher Wandel: Kreative Subjekte in alltäglichen Handlungskrisen. IFFOnZeit. Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), 5. Jg., Heft 4, 32–33.
- Oechsle, M., Beaufaÿs, S. 2017: Hidden rules and competing logics: Working fathers within organizations in Germany. In B. Brandt, S. Halrynjo, E. Kvande (Hg.), *Work-Family Dynamics. Competing Logics of Regulation, Economy and Morals*. London: Routledge.
- Oechsle, M., Reimer, T. 2016: Väter zwischen Beruf und Familie. Handlungskrisen, Bewältigungsstrategien und gesellschaftliche Transformationsprozesse. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 41. Jg., Heft 1 Supplement, 213–237.
- von Alemann, A., Beaufaÿs, S., Oechsle, M. 2017: Work Organizations and Fathers' Life Styles: Constraints and Capabilities. In M. Oechsle, B. Liebig (Hg.), *Fathers in Work Organizations: Inequalities and Capabilities, Rationalities and Politics*. Opladen: Barbara Budrich, 21–39.

Förderpreis für Dissertationen der Sektion Migration und ethnische Minderheiten

Die Sektion Migration und ethnische Minderheiten zeichnet Dissertationen aus, die in theoretischer, empirischer und/oder methodologischer Hinsicht einen innovativen und herausragenden Beitrag für die Migrationsforschung leisten. Ziel ist es, den wissenschaftlichen Nachwuchs auf diesem Gebiet zu fördern.

Der Förderpreis wird erstmalig im Jahr 2019 auf der Frühjahrstagung der Sektion und in Zukunft alle zwei Jahre verliehen. Die Auswahlkommission wird durch den Sektionsvorstand gebildet. Das Preisgeld beträgt 1.000 €.

Die Dissertation kann von einem Mitglied der Sektion vorgeschlagen oder von den Verfasserinnen und Verfassern selbst eingereicht werden. Zugelassen werden Dissertationen in deutscher und englischer Sprache, die innerhalb der letzten zwei Jahre vor Einreichungsfrist an einer deutschen oder ausländischen Hochschule angenommen und mindestens mit »magna cum laude« bewertet wurden.

Die folgenden Unterlagen sind per Email im pdf-Format an die Adresse der Sektion sektionmuem@gmx.de zu senden:

- Ein Exemplar der Arbeit
- Promotionszeugnis oder Promotionsurkunde (ggf. vorläufige Bescheinigung über die erfolgreich abgeschlossene Disputation vor der Publikation)
- Mindestens ein Gutachten (in der Regel das Erstgutachten der/des Promotionsbetreuer*in, andere Gutachten sind zulässig)
- Tabellarischer Lebenslauf
- Kurze Begründung, warum die Arbeit einen innovativen und herausragenden Beitrag zur Migrationsforschung darstellt (max. 1 Seite).

Die Einreichungsfrist endet am **31. Oktober 2018**. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Bei Nachfragen wenden Sie sich bitte an

Ilka Sommer

E-Mail: ilka.sommer@gmail.com oder

Mathias BöS

E-Mail: m.boes@ish.uni-hannover.de

Habilitationen

Dr. Stefan Kirchner hat sich am 13. Dezember 2017 an der Universität Hamburg habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Nachhaltiger Wandel von Wirtschaft und Arbeit? Innovationsfähigkeit, Arbeitsqualität und Digitalisierung in Deutschland und im internationalen Vergleich«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Eva Sänger hat sich am 5. Februar 2018 an der Goethe-Universität Frankfurt habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Zwischen Kontrolle und Anrufung zur Elternschaft. Eine Ethnografie pränataler Ultraschalluntersuchungen«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers

Arbeitskonflikte und Gender – aktuelle und historische Perspektiven

Tagung am 21. und 22. März 2019 in Nürnberg

Erwerbsarbeit als Form der Vergesellschaftung ist aktuell wie historisch durch Herrschafts- und Machtverhältnisse geprägt und deshalb konflikthaft. Die Tagung verfolgt die Idee, gesellschaftlichen und historischen Wandel durch die geschlechtssensible Analyse von Auseinandersetzungen und Kämpfen in und um Erwerbsarbeit zu thematisieren. Dabei soll es sowohl um kollektiv organisierte Formen von Arbeitskämpfen (zum Beispiel gewerkschaftliche Streiks) gehen als auch um stärker individualisierte und dezentrale Konfliktformen.

Die sozialwissenschaftliche Forschung hat in ihrer Analyse traditionell den Antagonismus von Arbeit und Kapital in den Mittelpunkt gerückt, was seitdem jedoch eine erhebliche Differenzierung erfahren hat. Feministische Wissenschaftler*innen haben seit den 1970er Jahren die Vergeschlechtlichung von Arbeit herausgearbeitet, historisch begründet und interdisziplinär diskutiert. Es wurden Verknüpfungen hergestellt mit der Kritik an Kapitalismus, Kolonialismus und bürgerlicher Gesellschaft sowie mit diversen Kategorien sozialer Ungleichheit wie zum Beispiel Klasse, Ethnie, sexuelle Orientierung etc. – intersektionale Perspektiven sind also erforderlich. Bei der Beobachtung der Vergeschlechtlichung von Arbeitskämpfen sind auch symbolische Repräsentationen etwa in Literatur, Bild und Film und ihre historische Entwicklung einzubeziehen, die das Selbstverständnis der Kämpfenden dokumentieren und gegebenenfalls beeinflussen.

Inzwischen gibt es einen beachtlichen, allerdings fachlich oft begrenzten und schwer zu überblickenden Stand an Theorien, Konzepten, empirischen Studien und historischen Forschungen zur Geschlechterdimension von Arbeitskonflikten. An diesen knüpft die Tagung »Arbeitskonflikte und

Gender – aktuelle und historische Perspektiven« an. Sie versteht sich als Bestandsaufnahme, Aktualisierung und Weiterentwicklung dieses Diskurses. Indem die Tagung internationale Wissenschaftler*innen und Akteur*innen aus gesellschaftlichen Praxisfeldern (zum Beispiel Gewerkschaften) einlädt, ihre einschlägigen empirischen Forschungsarbeiten und theoretischen Reflexionen zur Debatte zu stellen, orientiert sie sich an drei Leitideen: Interdisziplinarität, internationale Vergleiche, theoriegeleitete Synthese.

Mögliche Beiträge können und sollen mit fachlich unterschiedlichen Perspektiven arbeiten, insbesondere der Soziologie, Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Kulturwissenschaften, Geschichtswissenschaft und ihrer Didaktik, Gender und Queer Studies, Medienwissenschaft, Ethnologie. Beiträge können in deutscher oder englischer Sprache gehalten werden und beispielsweise die folgenden Themen adressieren:

- Geschlechtsspezifisch markierte Konfliktgegenstände und Protestformen; Relevanz geschlechtsspezifischer Arbeitsorganisation bei Arbeitskonflikten; Untersuchung geschlechtsspezifischer Voraussetzungen und Handlungsspielräume bei Streikbereitschaft und Streikverhalten und die Haltung der Gewerkschaften.
- Geschlecht in den industriellen Beziehungen und die Folgen für Arbeitskonflikte, zum Beispiel Androzentrismus von Gewerkschaften, schwache gewerkschaftliche Interessenvertretung in frauendominierten Bereichen; neue Arbeitskämpfe in feminisierten Dienstleistungsberufen; Arbeitskonflikte zwischen und/oder innerhalb der Genusgruppen verschiedener Klassen und Schichten.
- Die Rolle vergeschlechtlichter Identitäten in und für Arbeitskämpfe(n): Hervorbringung, Institutionalisierung und Variationen von Geschlechterdifferenzen im Zuge der (historischen) Veränderungen des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit und der Wandlung der Arbeitswelt sowie die Wahrnehmung durch die jeweiligen historischen Akteur*innen.
- Die Bedeutung außergewerkschaftlicher, zivilgesellschaftlicher Gruppen, Akteur*innen und Interessenvertretungen bei Arbeitskonflikten in geschlechtergeschichtlicher Perspektive;
- Interdependenzen zwischen Reproduktionsarbeit/ geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Konflikten in der Erwerbsarbeit.

- Arbeitskonflikte und Gender in medialen und (geschichts)kulturellen Repräsentationen: vergeschlechtlichtes Framing von Arbeitskonflikten, zum Beispiel durch Bilder männlich konnotierter ›heroischer‹ Arbeitskämpfe; geschichtskulturelle Untersuchungen vorherrschender Deutungsmuster und Deutungskämpfe in Filmen, historischen Romanen, musealen Präsentationen, digitalen Medien, in Schulbüchern.
- Erinnerungsgeschichtliche Aspekte in Bezug auf das geschlechtlich kodierte, kulturelle Gedächtnis spezifischer Gruppen wie Gewerkschaften, Branchen, Konfliktparteien.
- International vergleichende Analysen von Arbeitskonflikten, insbesondere unter Einbeziehung von Ländern des deutschsprachigen Raumes sowie Großbritannien, Frankreich, Italien.

Der Call for Abstracts richtet sich an Wissenschaftler*innen unterschiedlicher Disziplinen, die sich in Forschungsprojekten oder hervorragenden Studienarbeiten mit Themenfeldern der Tagung beschäftigen oder beschäftigt haben. Willkommen sind auch theoretisch angelegte Reflexionen von Akteur*innen »aus der Praxis« (zum Beispiel Gewerkschaften, Frauenverbände). Eine Veröffentlichung von Tagungsbeiträgen ist geplant. Mittel für die Bezuschussung von Reise- und Übernachtungskosten sind in begrenztem Maße vorhanden.

Die Tagung wird organisiert von Prof. Dr. Ingrid Artus, Nadja Bennewitz, Judith Holland, Prof. Dr. Annette Keilhauer (alle FAU Erlangen-Nürnberg), Prof. Dr. Annette Henninger (Universität Marburg) und Dr. Stefan Kerber-Clasen (Universität Hamburg).

Interessent*innen sollten ein etwa einseitiges Abstract mit Titel, Fragestellung, methodischer Herangehensweise, eventuell verwendeter Datengrundlage oder Quellenbestand sowie einer Erläuterung des theoretischen Bezugs des Beitrags bis zum **31. August 2018** als PDF-Datei schicken an

Claudia Figalist

E-Mail: claudia.figalist@fau.de und

Ingrid Artus

E-Mail: ingrid.artus@fau.de

»Ideologie(-Kritik)«

Jahrestagung des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft vom 29. November bis 1. Dezember 2018 an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Mit der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende und der Marginalisierung von Vertreter_innen der Kritischen Theorie in den 1960er bis 1980er Jahren sind einige Begriffe aus der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft praktisch verschwunden. »Herrschaft« gehört dazu, »Propaganda«, »Manipulation« und auch »Ideologie«. Paradigmatisch für diesen Wandel steht Paul F. Lazarsfeld, der als Pionier der modernen Kommunikationswissenschaft und Begründer ihres empiristischen Paradigmas gilt. Lazarsfeld, ursprünglich Sozialist und Austromarxist, schrieb noch 1948: »In zunehmendem Maße haben die stärksten Machtgruppen, unter denen die Verbände der Wirtschaft den wichtigsten Platz einnehmen, Techniken der Manipulation des Massenpublikums durch Propaganda übernommen und sie an die Stelle direkterer Machtausübung gesetzt« (Lazarsfeld, Merton 1973: 448). Zur selben Zeit und schon zuvor betrieb er allerdings Medienwirkungsforschung im Auftrag von Stiftungen, Behörden, Regierung, Armee und Privatwirtschaft und verstand sich als administrativer Forscher, der im Gegensatz zu kritischen Forschern »kleine Probleme, meist geschäftlicher Art« löst (Lazarsfeld 1973: 15), sozialtechnologisch verwertbare Analysen liefert und keine grundlegende Ideologie- oder Gesellschaftskritik übt. Lazarsfelds Art der administrativen, angewandten, vor allem empirisch-quantitativen Sozialforschung verbreitete sich auch in westeuropäischen Wissenschaftssystemen, und spätestens seit der »konservativen Wende« in der deutschen Kommunikationswissenschaft der frühen 1980er Jahre (Meyen 2017) ist von Ideologiekritik auch hierzulande kaum noch etwas zu sehen.

Mit dieser Tagung will das Netzwerk Kritische Kommunikationswissenschaft gegensteuern. Der kritische Ideologiebegriff zielt darauf zu verstehen, wie Denk- und Sprachformen für die Herstellung, Aufrechterhaltung und Rechtfertigung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen funktional sind. Während die Ideologietheorie danach fragt, wie diese Denk- und Sprachformen wirkmächtig werden, geht es der Ideologiekritik darum herauszufinden, was, das heißt, welcher Inhalt, geeignet ist, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu (re-)produzieren. Ideologiekritik ist eine Kernaufgabe kritischer Wissenschaft insgesamt, die kritische Medien- und

Kommunikationswissenschaft muss hierzu aber einen wichtigen Beitrag leisten (Downey, Titley, Toynebee 2014), werden Ideologien doch gerade auch in den Medien (re-)produziert und durch sie in der Öffentlichkeit verbreitet – und möglicherweise auch durch (affirmative) Medien- und Kommunikationswissenschaft.

In den Fokus gerückt werden mit dieser Tagung Begriff und Theorie der Ideologie, das Verfahren der Ideologiekritik als Methode sowie praktische Beispiele von Ideologiekritik im Sinne von (empirischen bzw. hermeneutischen) Fallstudien. Damit soll nicht nur ein »alter« Begriff wiederbelebt werden, sondern auch ein aus der philosophisch-geisteswissenschaftlichen Tradition stammender Begriff an das empirisch-sozialwissenschaftliche Paradigma der Kommunikationswissenschaft anschlussfähig gemacht werden.

Relevant ist diese Themenstellung vor allem vor dem Hintergrund der weltpolitischen Entwicklung und verschärfter Kämpfe um die ideologische Vorherrschaft: Innerhalb vieler westlicher Gesellschaften wird das neoliberale Globalisierungsparadigma, das in den letzten Jahrzehnten immer stärkere Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten hervorgebracht hat, von erstarrenden nationalistischen Bewegungen vermeintlich herausgefordert. In den USA hat ein »ultrareaktionärer Neoliberalismus« mit Donald Trump als Bannerträger einen »progressiven Neoliberalismus« abgelöst (Fraser 2018), der in Fragen symbolischer Anerkennung Minderheiten und sozialen Bewegungen entgegengekommen war, während wirtschafts- und sozialpolitisch von unten nach oben umverteilt wurde. Auf globaler Ebene tritt mit dem Aufstieg Chinas und seiner eigentümlichen Mischung aus staatskapitalistischem Wirtschaftssystem mit staatsozialistischen Elementen wieder ein ernstzunehmender Herausforderer des neoliberalen Kapitalismus auf den Plan. Zugleich trägt der Westen mit einem erstarkten Russland nicht nur politische und (über Stellvertreterkriege etwa in der Ukraine und Syrien) militärische, sondern auch ideologische Konflikte aus. In all diesen Feldern spielt öffentliche Kommunikation eine große Rolle, speziell auf sozialen Netzwerkplattformen, im Journalismus, in Alternativmedien und in der strategischen Kommunikation. Demgegenüber gibt es wenig progressive Erzählungen und solidarische Alternativen bleiben marginal. Man kann nach wie vor mit Jaeggi (2009: 271) sagen: »Die Verhältnisse schreien nach Ideologiekritik.«

Wir bitten um Einreichungen, die zum Beispiel folgende Themenkomplexen und Fragestellungen bearbeiten:

Wie kann der Ideologiebegriff verstanden und definiert werden?

Welche Vor- und Nachteile haben weit gefasste gegenüber eng gefassten Definitionen sowie wertfreie (genetisch-funktionalistische) gegenüber wertgeladenen (kritischen) Definitionen (Eagleton 2000: 9)?

Ist Ideologiekritik immer Herrschaftskritik, die die inneren Widersprüche von Ideologien enthüllt, also immanente Maßstäbe anlegt (Jaeggi 2009)? Kann und sollte Ideologiekritik auch an nicht-herrschenden Ideologien geübt werden, die die herrschende herausfordert (zum Beispiel die Ideologie der Identitären Bewegung)? Anders gefragt: »Sind Sozialismus und Feminismus Ideologien, und wenn nicht warum? Werden sie ideologisch, sobald sie an die Macht gelangen, und sind sie es nicht, wenn sie sich in der Opposition befinden?« (Eagleton 2000: 13) Kann, sollte oder muss Ideologiekritik auch externe Maßstäbe anlegen?

Auf welchem erkenntnistheoretischen Boden kann die Ideologiekritikerin stehen, wenn sie Ideologie als »falsches Bewusstsein« kritisiert bzw. (Selbst-)Täuschungen oder Illusionen in Ideologien entlarvt? Was kann einer Kritik entgegnet werden, die der Enthüllung eines »falschen Bewusstseins« eine veraltete (repräsentationalistische) Epistemologie vorwirft (Jaeggi 2009: 275)? Welche Rolle spielt Richtigkeit und Falschheit in einer Theorie der Ideologie?

In welchen theoretischen Traditionen stehen bestimmte Verständnisse von Ideologie und welche Entwicklungen im Begriffsverständnis können fachgeschichtlich rekonstruiert werden?

Wie wird Ideologiekritik aus verschiedenen Kritikverständnissen heraus betrieben, etwa der Positionen des Kritischen Rationalismus, des Marxismus, der Cultural Studies, der Gender Studies und des Postmodernismus/Poststrukturalismus?

Wann, das heißt in welcher geschichtlichen Konstellation, auf welchem Entwicklungsstand des Kapitalismus wird der Ideologiebegriff für kritische Kommunikation- und Medienwissenschaft bedeutsam?

Wie steht es um die Möglichkeiten von Ideologiekritik unter den Bedingungen von *Fake News*, das heißt dem Verzicht auf allgemeingültige Wahrheitsansprüche?

Sind bestimmte theoretische und praktische Entwicklungen in der Kommunikations- und Medienwissenschaft selbst ideologisch?

Kann ein Verschwinden des Ideologiebegriffs bzw. verwandter Konzepte (wie Propaganda oder Manipulation) empirisch belegt und plausibel erklärt werden?

Wie lässt sich »Ideologie« (der es ja auch um Deutungsmuster, Sinnkonstruktion und Welt-Anschauung geht) auf andere, in der Kommunikations- und Medienwissenschaft gängigere Konzepte wie »Framing« oder »Narrativ« bzw. »Narration« beziehen?

Wie kann das Verhältnis zwischen »Ideologie« und »Öffentlichkeit« bestimmt werden?
Wie »funktioniert« Ideologiekritik? Welche Verfahren und Methoden gibt es, und welche Vor- und Nachteile haben sie jeweils?

Wie kann man »Ideologie« für Inhalts- oder Diskursanalysen intersubjektiv nachvollziehbar operationalisieren?

Wie kann ein Kategoriensystem aussehen, mit dem man Ideologie zum Beispiel in journalistischen Texten, in strategischer Kommunikation von Organisationen, in Regierungsdokumenten, Doktrinen oder Parlamentsdebatten identifizieren kann (vgl. den Operationalisierungsversuch für »Propaganda« von Zollmann 2017)?

Welche Ideologien herrschen bzw. existieren in unseren und anderen heutigen und vergangenen Gesellschaften, wer sind/waren die Träger_innen, die Verbreiter_innen und die Nutznießer_innen dieser Ideologien, und wie kann man sie kritisieren?

Was sind zum Beispiel typische Ideologien oder Ideologeme des »kommunikativen«, »informationellen« oder »digitalen Kapitalismus«? Ist die Debatte um eine neue »kreative Klasse« und die Vorreiterrolle einer wissensbasierten Ökonomie der Zukunft ideologisch? Welches Selbstverständnis und welche Wertorientierung lassen sich in diesen neuen Ökonomien ausmachen?

In welchen Kontexten wird Ideologiekritik als Waffe in der politischen Auseinandersetzung verwendet? Hat sie immer emanzipatorische Zielsetzungen oder gibt es auch Beispiele für herrschaftsstabilisierende Ideologiekritik? Wer sind jeweils die Akteure und die dahinterstehenden Strukturen und Interessen?

Gab es über die letzten Jahrzehnte eine Zu- oder eine Abnahme von Ideologisierung im öffentlichen Diskurs?

Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es zwischen linker und rechter Ideologiekritik? Was ist zum Beispiel zur Kritik von rechts an einer angeblich ideologischen, links-grün geprägten Berichterstattung über Geflüchtete bzw. Migranten zu sagen, und wie unterscheidet sie sich im Grundsatz von linker Kritik am medialen Mainstream?

Wie ist es um die Ideologiekritik im Journalismus bestellt?

Welche institutionellen (Arbeits-)Bedingungen braucht bzw. bräuchte es für sie? Wo findet sie sich in etablierten oder alternativen Medien?

In welchen journalistischen Formaten wird Ideologiekritik betrieben (Kommentare, Feuilleton, investigativer Journalismus, Satiresendungen ...) und wie geht sie vor?

Hat Ideologiekritik in Mainstream-Medien im Zeitverlauf abgenommen oder zugenommen?

Welche Medien (mit welchen redaktionellen Linien bzw. politischen Grundhaltungen) kritisieren welche Ideologie(n), und wer hat welche blinden Flecken?

Dies sind einige mögliche Fragestellungen, viele weitere sind denkbar. Willkommen sind Vorschläge für verschiedene Formate:

Tagungsvortrag (20 Minuten)

Panel (90 Minuten mit 3 Vorträgen / Impulsreferaten zum gleichen Oberthema, das aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert wird)

Workshop (Dialog zu Work in Progress mit etwa 10 Minuten Input und 20 bis 30 Minuten Diskussion)

Soll eine empirische Studie vorgestellt werden, so muss aus dem Abstract klar hervorgehen, ob es sich a) um eigene Daten handelt und b) in welchem Stadium sich die Studie gegenwärtig befindet (Planung, in der Durchführung, in der Auswertung, abgeschlossen). Die Vorschläge werden in einem offenen Review-Verfahren begutachtet. Die Abstracts sollen neben Name und Adresse der Einreichenden, einer Inhaltsangabe des Vortrags, den Bezug zum Tagungsthema, sowie die Relevanz und Originalität der Fragestellung verdeutlichen. An diesen Aspekten werden sich auch die Reviewer_innen orientieren.

Die Publikation von Tagungsbeiträgen in einem Special Issue einer Fachzeitschrift oder in einem Tagungsband ist geplant. Nähere Informationen zum Netzwerk und Hinweise zu den im Call genannten Quellen finden Sie im Web unter: <https://kritischekommunikationswissenschaft.wordpress.com/>

Die Tagung wird am Donnerstagabend mit einer öffentlichen Abendveranstaltung und einem Get-Together beginnen und am Samstagmittag gegen 13 Uhr enden. Angaben zum Veranstaltungsort, Unterkünften etc. werden rechtzeitig in der Einladung und auf der Website des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft bekannt gegeben.

Bitte senden Sie Ihren Vorschlag in elektronischer Form (*.doc, *.docx, *.rtf, kein PDF!) per Mail in Form eines *extended abstract* (4.000 bis 6.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) ggf. plus Anhang (Abbildungen, Tabellen) bis zum **15. September 2018** an

Sebastian Sevignani

E-Mail: sebastian.sevignani@uni-jena.de und

Uwe Krüger

E-Mail: uwe.krueger@uni-leipzig.de

X. Internationales Tönnies Symposium

5. bis 7. September 2019 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Anlässlich des Erscheinens von *Gemeinschaft und Gesellschaft* – des Hauptwerks von Ferdinand Tönnies (1855–1936) – als Band 2 der Tönnies-Gesamtausgabe findet vom 5. bis 7. September 2019 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel das X. Internationale Tönnies Symposium statt, organisiert durch die Ferdinand Tönnies Gesellschaft. Die Tagung wird zweisprachig (Deutsch und Englisch) sein.

Unter dem Titel *Gemeinschaft und Gesellschaft: Gemeinwohl und Eigeninteresse heute* soll es darum gehen, dem Denken von Ferdinand Tönnies vor dem Hintergrund aktueller vielfältiger sozialer Herausforderungen und Krisen nachzuspüren. Außerdem soll der thematische Reichtum des Klassikers im Kontext der Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beleuchtet werden. Beiträge aus allen Wissenschaften sind willkommen. Vorschläge für Vorträge könnten sich zum Beispiel an folgenden Themen orientieren:

Tönnies als politischer Denker

Vom politischen Denken Ferdinand Tönnies' ist bis heute seine entschiedene publizistische Opposition gegen den Nationalsozialismus bekannt. Aber er war als politischer Publizist und kritischer Kommentator schon im Kaiserreich, während des Ersten Weltkriegs und in der Weimarer Republik tätig. Zur Verteidigung der Weimarer Republik unterbreitet er realitätstüchtige Vorschläge, um einen breiten Konsens der demokratischen Kräfte zu ermöglichen. Er entwickelt zudem eine originelle Demokratietheorie, die

gleichsam im Vorgriff auf die Verfassungskonzeption des Grundgesetzes unter anderem eine starke Verfassungsgerichtsbarkeit und eine öffentlich-rechtliche Publizistik begründet. Was macht den politischen Denker Tönnies im historischen Kontext aus, gibt es Ansätze, die weiterweisen?

Tönnies und die werdende Sozialwissenschaft I –

Naturwissenschaftlicher, speziell biologischer Kontext (Positivismus)

Tönnies entwickelte seine Soziologie in einer Zeit rasanten Erkenntnisgewinns in der Naturwissenschaft, namentlich in der Abstammungslehre. Er war ein entschiedener, aber in sich reflektierter Positivist, gleichzeitig Gegner soziobiologischer Hybris. Enthält sein Werk einen Beitrag zu heutigen wissenschaftlichen, wissenschaftsethischen und gesellschaftlichen Diskursen?

Tönnies und die werdende Sozialwissenschaft II –

Philosophisch-geistesgeschichtlicher Kontext

Tönnies war überzeugt, dass die Soziologie »eine philosophische Wissenschaft« ist. Entsprechend breit rezipiert er das philosophische Denken von den Griechen bis zur zeitgenössischen Philosophie. Ist eine so fundierte Soziologie noch zeitgemäß? Und könnte sie vielleicht umgekehrt ihrerseits die Diskussion zwischen Einzelwissenschaften und Philosophie beleben?

Tönnies und die Ambivalenz der Moderne

Insbesondere in Gemeinschaft und Gesellschaft tritt Tönnies als moderner Analytiker der Ambivalenzen des Projekts der Moderne auf. Lassen sich seine Analysen mit Blick auf die aktuellen Debatten über a) Wirtschaftsethik, b) Mitgliedschaft und Zugehörigkeit in politischen Verbänden und c) einem nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen fruchtbar machen?

Der unsichtbare Tönnies

Tönnies ist vor allem ein Klassiker der Soziologie und wird bis heute auch so wahrgenommen – nur wird solche Rezeption nicht immer explizit, sondern erfolgt häufig in parallelen Gedankengängen. Dieser »unsichtbare Tönnies« kann sichtbar gemacht werden.

Gemeinschaft – Virtualität – Öffentliche Meinung

In seiner Kritik der öffentlichen Meinung möchte Tönnies soziologisch verstehen, wie Meinungen in Köpfen entstehen. Heute diskutieren wir die Dynamik öffentlicher Meinungsbildung in der Digitalität. Das Bild der »Gemeinschaft« wird in der digitalen Welt gern bemüht. *Social Influencer* binden mit pseudo-gemeinschaftlichen Tricks *Follower*. Phänomene wie Filterblasen und die den Fake-News entgegenkommenden digitalen Formate

konterkarieren Tönnies' Idee eines Gerichtshofs der Öffentlichen Meinung und machen ihn nötiger denn je, um der gezielten Verwirrung von Information und Desinformation entgegenzuwirken zu können. Was wäre unter den Bedingungen der Digitalität die Aufgabe einer Pflege veröffentlichter und Öffentlicher Meinung?

*Tönnies und die Weltgemeinschaft – Internationale Politische Soziologie,
Internationale Beziehungen und Internationales Recht*

Lässt sich mit Tönnies – sowohl positiv als auch negativ – das Konzept einer Weltgemeinschaft denken? Welche Rolle nimmt hierbei das Recht ein?

Erträge und Desiderate der Tönnies-Forschung

Von der Tönnies-Gesamtausgabe sind bislang neun Bände erschienen. Verändert das nun vorliegende Material den Blick auf Tönnies? Welche Themen und Zusammenhänge müssen noch näher beleuchtet werden?

Abstracts in deutscher oder englischer Sprache erbitten wir im Umfang von maximal 2.000 Zeichen bis zum **15. November 2018** an den Wissenschaftlichen Referenten der Ferdinand-Tönnies-Gesellschaft e.V.

Sebastian Klauke

E-Mail: ftg-kiel@t-online.de

Tagungen

A Relational Analysis of Life, Culture and Society

First conference of the International Georg Simmel Association for Relational Analysis and Creation, October, 4th to 6th, 2018, Ca l'Herrero in Portbou, Spain

The first conference of the International Georg Simmel Association for Relational Analysis and Creation coincides with the centenary of Simmel's death on 26. September 1918. Proposed Sessions tackle the following topics.

Relational Approaches to Life

Key theoretical frameworks for the analysis of temporality, excess, bodies, materiality, perhaps drawing on Simmel's second apriority or *Lebensanschauung* (The View of Life).

Relational Approaches to Culture

Simmel's relational approach allowed him to focus his analyses of particular objects, such as the frame, the portrait, the letter, a piece of music or literature, and the handle, and to show how relational threads are more or less crystallised. What does Simmel's approach to culture, production, creation and cultural objects contribute to contemporary analyses of culture?

Relational Approaches to Society

Simmel's approach to sociology has been identified as 'formal sociology'. We invite scholars to review Simmel's conceptualization and operationalization of forms of association along with their links to contents and life, temporality, materiality and history.

New Methodologies for Relational Sociology: Cultural and Artistic Analysis

Relational sociology has been a key word in our discipline for quite some time now, but from the viewpoint of methodology it has only been themat-

tised by scholars working in social network analysis. Looking back on Simmel's work can we find other feasible and fruitful methodologies as well?

Imaginarities of the Future, memories of the past

Our way of dealing with the future, of remembering the past and coming to terms with our heritage, as well as our way of living within the gap that is the present can only be relational. Simmel's three apriorities as well as his works on culture and the philosophy of history work with these temporalities, with these temporal dimensions of our existence and experience in a relational manner. In this session we would like to explore how we can carry on with these endeavors.

The Philosophy of Money

Money has been one of Simmel's key objects of study, viewed as an institutionalized form of a relational node. His insights on money in 1900 were path-breaking. Today, almost 120 years after the publication of the first edition of »The Philosophy of Money«, we would like to propose an intellectual gathering to think together and discuss how the form of money, and its centrality as a relational node, have changed and whether money still holds the threads of so many contemporary social relationships.

If you have any questions or suggestions please visit our website georgsimmelassociation.wordpress.com/ or address yourself to

Dr. Natàlia Cantó Milà

E-Mail: ncantom@uoc.edu

Transformation of Citizenship

Conference on 20 and 21 November 2018 at the University of Graz

In recent years, we witnessed key transformations of citizenship. Already in the 1990s, some argued that the importance of citizenship as legal status would diminish as the sphere of human rights widens. The compression of space-time renders citizenship increasingly meaningless as a form of identification and boundaries – of states, political communities, and the self – blurred and fluid. With globalization and transnational governance regimes abounding, the increasing enmeshment of citizenship in processes of go-

vernance, e.g. to attract high-skilled migrants, suggests that mobility, not belonging, is the key element. As such, citizenship may have lost in significance. Yet, at the same time, we see that citizenship still is the predominant institution that reflects global inequality and in which discourses on otherness unfold. The ›right‹ citizenship still largely defines the opportunities of a person under a domestic and global perspective. One could say that while the boundaries of states dwindle in terms of institutional integration, multi-directional dependence, or technological progress, states increase their boundaries in terms of raising the symbolic value of citizenship. It is this juxtaposition and tension inherent in the concept of citizenship today, which this conference seeks to illuminate, elucidate and review in an effort to understand the processes responsible for the changes.

New Institutions and Citizenship | Stream I

In this panel, we will address how new trends brought about by globalization affect citizenship. If the background concepts in international law, such as territory and sovereignty, undergo radical transformation, how does this transform citizenship? Which benefits and challenges are presented by dual or multi-level citizenships, such as EU citizenship? How do ›investment‹ visas and citizenship regimes geared towards attracting ›high-skilled‹ labor change the meaning of citizenship? What added value do citizenship rights still hold in light of bilateral investment treaties, which protect foreign investors in ways domestic ones are not protected? If non-citizens are permitted ›traditional‹ citizen rights and duties, such as voting or jury duty, what does this say about the ›value‹ attributed to citizenship?

Union Citizenship | Stream II

Union citizenship has been defined by the ECJ as the »fundamental status of nationals of the Member States, enabling those who find themselves in the same situation to enjoy the same treatment in law«. Despite its aspirational tune for a potential emanation of European civitas, it has helped little to understand what the status is all about in legal terms. Is Union citizenship a status in its own right, or just a complementary over-layer on national citizenship? In the same vein, the issue of whether the rights and duties that are attached to or rather enshrined in the status of Union citizenship are genuine or derivative in nature has remained a source of prolonged conundrum. Finally, this panel asks to shed light on the question whether the status of Union citizenship is a ›purely‹ internal concept or indeed carries weight on the international law plane.

The »Anti-Citizens: The Right to Citizenship and Imposition of Expatriation | Stream III

In this panel, we seek to address dynamics of the boundaries of citizenship, i.e. access to and expatriation from citizenship. Whereas through much of the 20th century citizenship was considered to be within »states« domaine réservée, international human rights law, in particular, contributed to an increasing internationalization of citizenship. In which way do expatriation or the exclusion from access to citizenship raise legal and/or normative issues under human rights law? Conversely, are there circumstances, such as terrorist activities, for which states forcibly expatriate their own citizens? Is such action legitimate in a democratic society? What of expatriation upon obtaining a second citizenship – is this still compatible with the modern human/individual rights oriented approaches? Is statelessness to be considered under a human rights lens?

Unauthorized Migration and Citizenship | Stream IV

This panel will address questions of how unauthorized migration influences citizenship: How and in which ways is the citizen conceptually related to the unauthorized migrant? In what way is citizenship part of the processes of governing unauthorized migration? Do rules designed to keep out »unwanted« migrants impact the rights and benefits of citizens? How do current trends and political developments in migration control contribute to the changing landscape relating to citizenship and naturalization laws?

Belonging, Identity, and Community | Stream V

In this panel, we will consider the boundary issues of citizenship. In recent times greater weight is placed on newcomers to conform to preconceived ideas of who belongs, such as increased integration requirements for obtaining citizenship. How does the concept of the »other« define the boundaries of who is a citizen, if it does so in the first place? If cultures are »in-between«, and the self and its identity split, how to approach the concept of citizenship theoretically beyond a conceptual binary? What of persons whose identity does not match their citizenship status (i.e. those who grew up in a community yet lack the status, or those who have the status but do not identify with the majority culture, e.g. minorities)? Is citizenship solely to be equated to belonging in a political community? If not, how do social, economic, and cultural aspects play part?

Location and Dates

The conference will take place on 20 and 21 November 2018 at the Faculty of Law of the University of Graz. The exact schedule will be provided in due time. Conference Team are the University of Graz, UNI-ETC and the Institute of International Law and International Relations. Please address all inquiries to

Lisa Heschl, Stefan Salomon or Alma Stankovic
E-Mail: conference.citizenship@uni-graz.at

Belongings and Borders – Biographies, Mobilities, and the Politics of Migration

Midterm Conference of ESA's Research Network 35 »Sociology of Migration« on January 24 and 25, 2019 at the University of Strasbourg

Current political and media discourses on the questions of »integration«, »belonging« and »borders« are dominated by the perspectives of Western nation states. The objective of our midterm conference is to shift the focus to the perspectives of those who are labeled and talked about in these debates and who become the target of ever-more complex and differentiated border and mobility regimes. Our conference will, in other words, interrogate the way belongings and borders are presently challenged and reshaped on different levels (local, national, international) and how biographical perspectives in migration research can shed new light on these processes. This general topic will be discussed along three overarching axes:

1. *Biographical evaluations, migration and citizenship policies, and orders of belonging:* The methodology of »biographical evaluation« (Apitzsch et al. 2008; Delcroix 2013) serves as inspiration and conceptual focal point for the first thematic axis. The aim is to analyze the way public measures in different sectors in society are embedded in individuals' trajectories and courses of action, how they affect biographies and are mediated by them in a longitudinal and dynamic perspective. This axis will welcome papers on the way migrants have experienced different policies related to education, employment, language learning, marriage, borders, and rights of entry, of residence and others (on the communal, regional, national and international level) and on the way these experiences shed

light on the concrete effects of public measures. These accounts may also include experiences of resistance of migrants and their families to the encountered policies. Apart from this general change of perspective, biographical accounts enable a reconstructive approach that allows going back in time. For example, interviews with family members of several generations make it possible to take into account long term processes and intergenerational dynamics. This approach gives insights into how families relate to memory on a public and private scale. It also includes the experience of migrants in their regions of origin before their migration and, especially, the interplay of these experiences with different orders of belongings and borders.

2. *Belongings and borders and the current dynamics of migration regimes*: The second thematic axis will concentrate on current migration regimes and their dynamics on the communal, regional, national, and international level. Among others, the perspectives, responsibilities, and roles of various actors (including professionals, »experts« or volunteers) who are related in one way or another to the politics of migration will be taken into account. How did different (individual as well as institutional) actors develop, implement or resist to measures and policies in different contexts and on different levels? How did these measures and policies evolve over time? How do different levels (local, national or international) converge or contradict each other? What do these developments tell us about the current transformational dynamics of global migration regimes?
3. *Theorizing belongings, borders and mobilities – reconfiguring migration research?* The interplay of biographies, belongings, and borders also leads to important conceptual and methodological questions. How can belongings, mobilities, and borders be meaningfully integrated into current frameworks and debates? What epistemological and methodological challenges are linked to researching social structures, institutional configurations, and biographies/subjectivities in their interplay? These questions need to be discussed in relation to two more general issues. First, migration has lately been discovered as a topic by mainstream human and social sciences. How do changing orders of belongings and borders challenge dominant perspectives in various research fields? And how is migration research challenged and/or inspired by problematizations from these research areas? Second, the links between migration research and general social theory need to be reconsidered. What implica-

tions do established perspectives – be it the theoretical frameworks of grand sociologists or current debates in (critical) political economy – have for our understanding of the links between biographies, borders, and broader social formations?

Keynote speakers will be David Bartram (University of Leicester), Monica Massari (University of Naples Federico II), and Monika Salzbrunn (University of Lausanne).

No conference fees will be charged, but conference participants will need to pay their own travel and accommodation. Information on hotels and hostels close to the conference venue will be communicated in due course. The conference is organized in close cooperation with the Institute DynamE, the Institute of Advanced Studies (USIAS) of the University of Strasbourg, and the French-German University (UFA/DFH) and is thematically linked to the international research project MIGREVAL.

Members of the local organizing committee are Ursula Apitzsch and Lena Inowlocki (Goethe-University Frankfurt), Daniel Bertaux, Catherine Delcroix, and Elise Pape (Research Center DynamE, »Dynamiques Européennes«). For more information please contact

Kenneth Horvath

E-Mail: kenneth.horvath@unilu.ch

Steffen Mau, Paula-Irene Villa

Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten

Die Behauptung von und Diskussion über »alternative Fakten« hat die Wissenschaft, die sich auf die Geltung von Fakten und weitgehend auch auf deren Evidenz und Objektivität beruft, herausgefordert. Wir fragen, wie die Wissenschaft, insbesondere die Soziologie, mit dieser Herausforderung umgehen kann. Wir unterscheiden zwischen unterschiedlichen Angriffen wie der Antiwissenschaft, politisch und ethisch motivierten Angriffen, der Kritik an der »Diktatur der Experten« sowie der Skepsis gegenüber der Abhängigkeit und der »Wissenschaftlichkeit« der Wissenschaft. Wir argumentieren, dass die Soziologie über eine methodologische und methodische Vielfalt verfügt, so dass sie auf die Vermittlung unterschiedlicher Ansätze und Perspektiven angewiesen ist. Sie braucht keine »Einheitswissenschaft«, sondern eine andauernde Verständigung und Reflexion über die Reichweite von Aussagen, unterschiedliche Geltungsansprüche und wissenschaftliche Gütekriterien.

The claim of and the discussion about »alternative facts« has challenged the field of science which rests on the validity of facts and largely on their evidence and objectivity. In this article, we ask how the field of sciences and research, in particular sociology, can deal with this challenge. We distinguish between different attacks and criticisms, namely the attack of anti-science movements, political and ethical attacks, the reproach of the »dictatorship of experts« as well as the skepticisms regarding the dependence of science from funding and the scientific character of science. We argue that the methodological and methodical plurality of sociology requires a mediation between different frameworks and perspectives. Sociology does not need to conform to a »unitary science«, but needs an ongoing understanding and reflection of the scope of findings, different claims of validity and scientific criteria of quality.

Daniela Grunow

Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung

Dieser Beitrag problematisiert das Verhältnis von Fakten und deren Deutung in den Sozialwissenschaften. Es werden drei bekannte Thesen vertreten und erläutert. Erstens, dass sozialwissenschaftlich erhobene Fakten jeweils ausgewählte Ausschnitte sozialer Realität abbilden; zweitens, dass systematisch und in intersubjektiv nachvollziehbarer Weise erzeugtes sozialwissenschaftliches Wissen über soziale Sachverhalte alltagsweltlichen Beobachtungen vorzuziehen ist und drittens, dass institutionalisierte deliberative Prozesse nötig sind, um zwischen wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Wissensbeständen und deren Deutungen zu vermitteln.

This paper addresses the relationship between facts and their interpretation in the social sciences. Three well-known propositions are discussed. First, facts established through social scientific methods reflect selected aspects of social reality. Second, systematic, intersubjective comprehensible social scientific knowledge should be preferred to everyday-knowledge about social phenomena. Third, institutionalized deliberative processes are needed to moderate between scientific and everyday types of knowledge.

Armin Nassehi **Über Beziehungen, Elefanten und Dritte**

Anlass des Beitrages ist eine als »public sociology« ausgeflaggte Veranstaltung in München. Die Veranstaltung sollte die Frage beantworten, ob es in der Soziologie nur auf Zahlen und Fakten ankomme oder nicht auch auf Deutung und Interpretation. Der Beitrag zieht die Fragestellung selbst grundlegend in Zweifel und nimmt einen durch die Gründung der »Akademie für Soziologie« getriggerten Konflikt innerhalb der deutschsprachigen Soziologie zum Anlass, eine dritte, eine theoretische Perspektive auf die Bedingungen und Limitationen des Konflikts zu lenken.

The contribution is based on the occasion of a »public sociology« event in Munich. The basic question was, if sociology should only be based on numbers and facts or if sociology also has to give interpretations. The contribution calls the underlying issue into question fundamentally. It takes the conflict between to conflict parties in the German-speaking sociology as an occasion, to turn the gaze toward the conditions and limitations of this conflict by a third, a theoretical perspective. The conflict has been triggered by the foundation of the »academy of sociology« in Germany.

Jürgen H.P. Hoffmeyer Zlotnik **Was zeichnet eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften aus?**

Die Bedingungen für eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften an deutschen Universitäten sind sehr unterschiedlich. Aus diesem Grund wurden die Promotionsordnungen für Sozialwissenschaftler an sieben willkürlich ausgewählten Universitäten miteinander verglichen und diskutiert. Obwohl auch die kumulative Dissertation dem Rang einer wissenschaftlichen Einzelleistung entsprechen soll, zeigen sich Unterschiede hinsichtlich des geforderten Umfangs und der Struktur sowie bei den Ko-Autorenschaften.

In the social sciences at German universities, conditions for writing a cumulative doctoral thesis consisting of several separate articles are very different. Therefore, doctoral regulations for the social sciences of seven arbitrarily selected universities are compared. Although the cumulative doctoral thesis should reflect the individual performance of a PhD candidate, considerable differences are observable with respect to the required comprehensiveness, structure and co-authorship.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro AutorIn und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.